



Guten Morgen, liebe Leser!

Said begrüßt Euch zum heutigen Kapitel, wie Ihr sehen könnt, ist er bereits zur Schlacht gerüstet.

Ich wünsche Euch viel Vergnügen mit dem heutigen Kapitel. Lasst Euch nicht zu sehr vom Krieg mitreißen!

Einen schönen Sonntag wünschen
Kahmini & anij

Kriegsfieber

Die drei Anführer waren die Letzten, die den Weg zum Schlachtfeld antraten. Sie hatten dafür gesorgt, dass alle Fackeln im Umkreis des Feldes gelöscht worden waren und die Krieger sich langsam an ihre Positionen begaben. Die Schritte der Kämpfer und das Geräusch aneinander schlagender Rüstungen erfüllte die Luft. Noch hatte ein jeder einen Scherz auf den Lippen, doch sie wussten, dass sich dies bald ändern würde. Sie alle spürten die Gefahr, die irgendwo dort draußen lauerte und ihnen mit jeder Sekunde ein Stück näher kam. Ihnen allen war bewusst, dass dieser Marsch ihr vielleicht letzter sein würde und ihr vielleicht letzter Tag auf Erden anbrach. Obwohl die Anspannung spürbar war wie nie zuvor und die Angst ihnen allen die Kehle zuschnürte, empfand Parian eine merkliche Ruhe tief in sich selbst. Das Auftauchen von Fyatriel hatte ihm mehr Mut und Zuversicht gegeben, als er sich hätte vorstellen können. Der Halbelf konnte nicht glauben, dass dieses Pferd am Ende *ihn* gefunden, obwohl *er* jahrelang nach ihr gesucht hatte. Man hatte ihm viel über sie erzählt, doch jetzt wo er ihre Erscheinung mit eigenen Augen sah, erkannte er wie farblos und nichtig die Beschreibungen dieses Tieres in den Erzählungen waren. Sie war einzigartig, dass erkannte er sofort und auch Said und Bhoot war es sofort aufgefallen.

Fyatriel trottete gemächlich neben ihm her, während Parian in seine Gedanken vertieft war, und stupste ihn hin und wieder mit den Nüstern an die Wange, als wolle sie ihn zum Lächeln bringen. Es war, als risse sie ihn immer wieder in die Realität zurück, denn er zuckte stets zusammen, wenn das Geräusch der auf dem Boden stampfenden Hufe wieder an seine Ohren und sein Bewusstsein drang.

„Ein Nyrhy ... das ist also dein Pferd, das dich in die Schlacht begleiten wird. Es wundert mich ein wenig, woher du ihren Namen wusstest. Ist dir dieses Pferd nicht unbekannt?“, stellte Said die Frage, die ihm schon auf der Zunge gebrannt hatte, als Parians Pferd wie aus dem Nichts vor ihnen in der Nacht erschienen war. Er hatte sich nicht dazu durchringen können, den Halbelfen früher danach zu fragen, denn Parian war zu sehr damit beschäftigt gewesen, sein Pferd für den Krieg vorzubereiten.

„Ich kenne Fyatriel. Meine Mutter hat mir viel über sie erzählt. Mein Ur-Ur-Ur-Großvater Evfir'as Lefay hatte sie als Fohlen in einem Waldstück entdeckt. Sie war ganz allein gewesen, schutzlos und den anderen Tieren im Wald ausgeliefert. Er vermutete, dass ihrer Mutter etwas zugestoßen sein musste, also nahm er sie mit und zog sie auf. Von da an war Fyatriel seine ständige Begleiterin gewesen. Sie hat ihn beschützt und ihm immer treu zur Seite gestanden, bis der Tod ihre Wege trennte. Die nächste Generation meiner Familie, mein Ur-Ur Großvater, behandelte Fyatriel wie einen Familienbesitz und war der Ansicht, nach dem Ableben seines Vaters gehöre sie ihm, doch Fyatriel verschwand eines Nachts spurlos und wurde nicht mehr gesehen. Seitdem wurde sie wie eine Legende behandelt, kaum jemand glaubte, dass sie jemals existiert hatte.“

„Bis auf Fyana“, schloss Said, doch Parian schüttelte den Kopf.

„Auch sie hatte nicht geglaubt, dass es Fyatriel je gegeben hatte“, fuhr der Halbelf fort, „jedenfalls war sie sich nie sicher und zweifelte an den Geschichten, die jedes Jahrhundert ihre Runden durch das Dorf machten. Sie und ihr Bruder Fyâl diskutierten oft über Fyatriel, denn er war der festen Überzeugung, dass dieses Pferd, wie er es nur nannte, bald zu ihm kommen und ihn im Krieg gegen die Katzen unterstützen würde. Doch Fyatriel kam nicht.“

Said runzelte die Stirn. Er strich seinem Pferd A'lia über die Nüstern, dann wandte er sich wieder an Parian: „Wenn deine Mutter nie wirklich an die Existenz des Pferdes geglaubt hat, warum hat

sie dir dann davon erzählt?“

Auf dem Gesicht des Halbelfen zeichnete sich ein Lächeln ab.

„Weil sie Fyatriel gesehen hat, kurz vor meiner Geburt!“, antwortete Parian.

Die Krieger und ihre drei Anführer hatten das Schlachtfeld erreicht. Es war Vollmond und das Mondlicht ließ das Feld in einem leicht silbernen Licht erstrahlen. Der Boden war von einer wabernden Nebeldecke überzogen und in der Ferne drang der Ruf einer Eule an ihre aller Ohren. In der Dunkelheit der Nacht nahmen sie ihre Formationen unter Leitung von Said ein. Die Schwertkämpfer der Menschen ergaben die hintere, rechte Front, während die Schwertkämpfer der Elfen die hintere, linke Front einnahmen. In der Mitte des Heeres, auf gleicher Höhe der Menschen und Elfen, würden die Katzen kämpfen. Vor ihnen standen die Lanzenkämpfer, ein buntgemischter Haufen aus Menschen und Elfen. Abgeschlossen wurde dies durch eine Linie aus etwa 100 Reitern, welche mit ihren Pferden als erste auf den Gegner treffen würden und die Aufgabe hatten, die Verteidigungslinie des Feindes zu durchbrechen, sodass die Katzen und Schwertkämpfer es leichter hatten, in die gegnerischen Reihen zu gelangen.

Nachdem Said sich vergewissert hatte, dass jeder Krieger bereit war und alle geordnet an ihren Positionen standen, gesellte er sich wieder zu Parian und Bhoot, die an der Spitze, etwa 50 Meter von ihrer Armee entfernt, standen und auf die gegenüberliegende Seite des Feldes in Richtung Süden starteten.

„Jetzt heißt es abwarten“, stellte Bhoot fest, „Ich hoffe, du hast Recht mit deinen Vermutungen Parian und wir schlagen heute unsere vielleicht erste Schlacht. Möge es schnell kommen und schnell wieder vorbei sein.“

Said schüttelte den Kopf. Sein Blick war auf den Horizont gerichtet, an dessen Linie sich das tiefe, dunkle blau der Nacht langsam erhellte und in ein sattes, helles blau überging.

„Ich bin zwar der Ansicht, dass unsere Krieger nicht allzu lang hier ausharren sollten, je länger es dauert ohne das irgendetwas passiert, desto unruhiger und unkonzentrierter werden sie, doch sollten wir diese Schlacht nicht im Dunkeln kämpfen müssen. Je heller desto besser. Wir brauchen das Tageslicht, es kämpft sich leichter, wenn man seine Umgebung und seinen Feind so gut wie möglich sehen kann“, sagte er.

Parian und Bhoot zeigten keine Reaktion auf Saims Worte, doch jeder von ihnen gab stumm sein Einverständnis. Schweigend beobachteten alle drei, wie der Morgen schleichend anbrach. Sie spürten die Unruhe ihrer Krieger hinter und die eigene Nervosität in sich. Das Warten war beinahe unerträglich. Parian spürte allmählich, wie ein leichter Schmerz seine Füße durchzog und seine Beine hinauf stieg. Seit Stunden standen sie nun bereits auf dem Schlachtfeld und warteten auf ihren Feind, doch niemand von ihnen, kein einziger Krieger, hatte sich hingesetzt. Sie alle hielten tapfer stehend aus. Parian warf einen Blick hinter sich und stellte fest, dass die Motivation und der Kampfgeist aus nicht den Gesichtern der Krieger gewichen war. Das gab ihm Zuversicht.

„Es ist so ruhig!“, stellte der Halbelf nach einer Weile fest.

„Das ist das tiefe Luftholen vor dem Sprung“, antwortete Said.

Parian seufzte und richtete seinen Blick in die Ferne. Das letzte bisschen Mondlicht, das der Morgen noch nicht verschlungen hatte, glitzerte in seinen Augen. Der kühle Wind strich ihm durch das dunkle Haar, ließ ihn erzittern.

„Ich will in keine Schlacht ziehen! Aber auf eine Warten, der man nicht entgehen kann, ist noch schlimmer!“, flüsterte er.

Bhoot legte ihm eine Pfote auf die Schulter und schenkte ihm einen verständnisvollen Blick.

„Gibt es überhaupt noch Hoffnung, Parian? Für Nemo?“, fragte Said.

Parian senkte die Augen zu Boden.

„Es bestand nie viel Hoffnung. Nur ein Narr konnte hoffen“, antwortete er.

Said seufzte laut, atmete hörbar tief ein und wieder aus. Er hob den Kopf in den Nacken und blickte auf den Himmel. Wie ein Feuer breitete sich die Helligkeit über ihnen aus.

„Unser Feind ist bereit. All seine Kräfte sind versammelt. Nicht nur Menschen, sondern auch Katzen, Herrscharen der Sea’ams aus den Bergen, Söldner von Agadîr, alle werden sie Ravannas Ruf Folge leisten. Das wird das Ende Atlantis sein, wie wir es kennen. Hier wird der Hammerschlag am heftigsten niederfallen. Wenn die Grenze von Süd zu Nord überquert ist, wenn unsere Besatzung fällt, dann ist die Stadt von Atlantis nicht mehr zu verteidigen“, stellte er fest.

„Aber wir haben einen der besten Schwertkämpfer der Insel. Das muss doch für irgendwas gut sein. Nicht wahr Said!?“ erwiderte Bhoot und knuffte Parian in die Schulter. Dieser lachte leise und war Bhoot für diese kleine Aufmunterung sehr dankbar.

Sie fielen erneut in ein tiefes Schweigen, während die letzten Züge der Nacht verschwanden und die morgendlichen Sonnenstrahlen ihnen in den Nasen kitzelten und ihre Rüstungen und Waffen zum Glänzen brachte.

Plötzlich hielt Said hörbar die Luft an und deutete mit der Hand auf das gegenüberliegende Feldende. Auch Parian und Bhoot stockte der Atem. Eine Armee von feindlichen Kriegern schritt langsam auf sie zu, zog eine feine Staubwolke mit sich und blieb in gebührendem Abstand vor ihnen stehen. Ihre Rüstungen waren fast ausschließlich schwarz und machten einen sehr robusten Eindruck. Aus der Ferne konnte Parian erkennen, dass ein Großteil des gegnerischen Heeres aus Schwertkämpfern bestand, alles Menschen. Er vermutete, dass sich ein paar Sea’ams dahinter verbargen, sowie einige Elfen. Ein Hoffnungsschimmer machte sich in dem Halbelfen breit, als er feststellte, dass sie nicht mit Reitern in die Schlacht zogen, dennoch nahm er sich vor, skeptisch zu bleiben. Ihn ließ das Gefühl nicht los, dass hinter den ersten Reihen des Feindes eine Waffe lauerte, die ihrer aller Verderben sei und eine Niederlage bringen könnte.

Said schwang sich auf sein Pferd, die Zügel fest im Griff.

„Wir haben Glück. Ich schätze, es sind ungefähr genauso viele Krieger wie bei uns“, sagte er, brachte sein Pferd A’lia dazu, sich zu drehen und ritt in Richtung rechte Seite auf seine Krieger zu.

„Nie hätte ich gedacht, dass ich mal Seite an Seite mit einem Elf kämpfend sterbe“, stellte Bhoot fest.

„Wie wäre es Seite an Seite mit einem Freund?“, erwiderte Parian.

Bhoot nickte.

„Ja. Da hätte ich nichts dagegen“, sagte er und folgte Said. Der Kater reihte sich in die Mitte des Heeres ein, dort, wo die anderen Katzen bereit zur Schlacht standen.

Parian wandte sich Fyatrîl zu. Er streichelte ihre Stirn. „Es ist soweit meine Schönheit“, flüsterte er ihr ins Ohr.

›Ganz gleich, was geschieht, bleibt bei mir. Ich passe auf euch auf...‹

Ihre Stimme erklang klar und deutlich in seinem Kopf, zart und flüsternd, eine vollkommene Harmonie. Der Halbelf nickte, ergriff ihre weißen Zügel und stieg auf ihren Rücken. Gemeinsam ritten sie an die linke Front des Heeres und nahmen ihre Position ein.

Said derweil ließ seinen Blick über das Heer schweifen. Als Parian in Stellung gegangen war, hatte er die Hand gehoben und so Said bedeutet, er könne anfangen.

„Haltet eure Stellung. Bleibt zusammen, lasst nicht zu, dass sie eure Reihen durchbrechen. Deckt euch gegenseitig den Rücken, versucht den Feind auseinander zu bringen. Jeder einzelne von

euch ist schwach, nur gemeinsam sind wir stark, nur gemeinsam können wir diesen Feind besiegen“, begann Said seine Rede, „Söhne von Atlantis, meine Brüder! In euren Augen sehe ich dieselbe Furcht, die auch mich verzagen ließe. Der Tag mag kommen, da der Mut der Atlanter versiegt, da wir unsere Gefährten im Stich lassen und aller Freundschaft Bande bricht. Doch dieser Tag ist nicht heute. Die Stunde des Panthers ist's und zerschmetterter Schilde, da das Zeitalter von Atlantis tosend untergeht. Doch dieser Tag ist nicht heute. Heute kämpfen wir. Bei allem was euch teuer ist auf dieser guten Insel, sage ich euch: Haltet stand, Menschen, Katzen und Elfen von Atlantis!“

Saids dunkle, tiefe Stimme war beinahe für das gesamte Heer zu hören, die letzten Reihen ließen sich seine Worte von den vorderen Kriegern übermitteln. Doch Saids Worte trafen nicht nur ihre Ohren, sie trafen auch tief unter die Haut der Krieger. Jeder spürte, wie Adrenalin ihnen ins Blut schoss, wie sich ihre Muskeln spannten vor Erregung. Patriotismus machte sich in ihren Gedanken und Empfindungen breit. Der Siegeswille stieg. Mit einem Mal war nichts mehr wichtig, außer dieser Schlacht. Alle Ängste und Sorgen waren wie weggeblasen. Doch ein jeder spürte den Druck. Diesen Kampf mussten sie für sich entscheiden.

Die Stimmung war zum Zerreißen gespannt, als Said sein Pferd in Bewegung setzte und das Heer von Rechts nach Links und wieder zurück abritt.

„Vorwärts! Und fürchtet keine Dunkelheit!“, rief er so laut er konnte. „Auf! Auf, ihr Krieger Nemos. Speer wird zerschellen. Schild zersplittern!“ Said ließ A'lia immer wieder wenden, sodass er mehrere Male an allen Seiten des Heeres vorbei ritt. Dann brachte er sein Pferd an der Spitze zum stehen. „Ein Schwert-Tag!“, hallten seine Worte über das Feld. „Ein Blut-Tag!“ Mit jedem Ausruf wurde das Heer vor ihm zuversichtlicher. „Ehe die Sonne steigt!“ Kriegerische Zustimmungen wurden ihm entgegen gerufen. „Nun reitet. Reitet zur Vernichtung und zum Ende der Welt!“

Saids Augen funkelten. „TOD!“, schrie er

„Tod!“, antworteten die Krieger im Chor.

„TOD!“, brüllte Said ihnen erneut entgegen.

„Tod!“, wiederholte das Heer.

„TOD!“, stimmte Said ein letztes Mal an, dann wandte er sich in Richtung Gegner. Er zog sein Schwert aus der Scheide an seinem Gürtel und hielt es in die Luft. An der rechten Front fuhr Bhoot die Krallen seiner Pfote aus und hielt sie nach oben gestreckt ins Sonnenlicht.

Zeitgleich an der linken Front zog Parian sein Schwert Andúril und erhob es ebenfalls.

Said warf den beiden Anführern einen wissenden Blick zu, die Sekunden schienen ihm so langsam wie Minuten zu vergehen. Er straffte die Zügel seines Pferdes und drückte seine Füße in dessen Seite. Mit einem Ruck zog er A'lias Kopf nach hinten, sodass sein Pferd die Vorderhufen vom Boden nahm und sich aufbäumte, dann trieb er sie im Galopp nach vorn auf den Gegner zu. Parian und Bhoot folgten ihm und mit ihnen das Heer.

Die Stille war unerträglich, doch niemand wagte es, ein Wort zu sagen. Ihre Blicke waren auf das kleine Fenster gerichtet, durch das die ersten Sonnenstrahlen des Morgens traten und auf den Wänden des Raumes tanzende Lichtpunkte projizierten, sowie in der Luft schwebende Staubpartikel zum Leuchten brachten.

Als Saif laut seufzte, richteten sich alle Augen auf ihn.

Er, Shah Rukh und Karan hatten sich in Esmes Küche an den Tisch gesetzt und sich Tee gegönnt,

während die kleinen Kätzchen in einem Nebenzimmer schliefen. Im Laufe der Nacht und des anbrechenden Morgens hatten sich Billî, Nath, Neery und Ebô'ney dazu gesellt. Seit ihrem Auftauchen hatten sie kein Wort mehr miteinander gewechselt, sondern nur steif dagessen und nach draußen gestarrt.

Nun hatte Saif die Aufmerksamkeit aller geweckt, doch er schluckte nur schwer und bedeutete mit einer Handbewegung, dass er nichts zu sagen hatte. Alle senkten ihre Blicke zu Boden. Ein jeder wusste, dass nur wenige Kilometer entfernt ihre Freunde gerade kurz vor einer Schlacht standen und bereit waren, den Krieg einzuläuten. Die Sorgen und Ängste aller waren deutlich zu spüren, doch niemand sprach sie aus. Sie wussten, was auf dem Spiel stand, wie wichtig ein Sieg und wie vernichtend eine Niederlage sein würde. Sie hofften nur, dass der Preis des Krieges am Ende nicht zu hoch ausfallen würde. Niemand wollte einen Ehemann, einen Bruder, eine Schwester, Freund oder Kind verlieren. Dennoch lag die Gewissheit, dass ein Krieg nicht ohne Tote auskam im Raum. Der Gedanke lag schwer auf ihnen, drohte ihnen die Kehlen zu zuschnüren.

„Ich weiß, es fällt uns allen schwer, in diesen Zeiten überhaupt irgendetwas zu sagen, doch sollten wir uns nicht den Mut nehmen lassen und versuchen, uns ein wenig gegenseitig zu beruhigen“, begann Billî nach einer weiteren Stunde des Schweigens. „Ich habe noch nie so viel Vertrauen in jemanden gehabt, wie in Bhoot, Parian und Said. Sie werden dafür sorgen, dass wir diesen Krieg gewinnen und das wir alle bald wieder in Frieden und Glück leben können“, fuhr der Kater fort.

„Und was ist, wenn sie sterben?“, fragte Neery mit erstickter Stimme.

Billî ergriff ihre Hand. „Das werden sie nicht. Sie sind Kämpfer. Sie sind Strategen. Sie sind unglaublich stark. Niemand wird etwas gegen sie ausrichten können, da bin ich mir sicher. Gegenseitig werden sie auf sich aufpassen. Du musst dir keine Sorgen machen Neery“, versuchte er sie zu überzeugen.

Ein spöttisches Schnauben drang an des Katers Ohr.

„Was du da sagst, klingt viel zu einfach, viel zu schön, um wahr zu sein. So viel Optimismus kann nur von dir kommen. Seien wir doch einmal nur für ein paar Minuten ehrlich und halten uns die Tatsachen vor Augen. Dieser Krieg ist unfair, kaum möglich, ihn zu unseren Gunsten zu entscheiden. Nemo ist schwach und krank, er wird uns nicht unterstützend zur Seite stehen können, während Ravanna auf der anderen Seite ihre Macht ausspielt. Außerdem steht hinter dem Feind Roog, der stark und unberechenbar ist. Gill wird uns nicht helfen können, er ist ebenfalls zu schwach. Ich vermute, das Heer des Feindes wird größer sein als unseres, den ganzen Krieg hindurch werden sie uns zahlenmäßig überlegen sein. Außerdem befürchte ich, dass ihre Waffengewalt um einiges vielseitiger und gefährlicher sein wird. Es gibt nur eine positive Sache, die uns einen Vorteil verschafft. Ravanna wird sich kaum die Zeit genommen haben, um ihr Heer für den Kampf auszubilden, außerdem stehen ihr nur wenige, herausragende Kämpfer zur Verfügung, wo wir Parian, Bhoot, Said oder uns vorweisen können. Doch was hilft uns das? Nur ein einziger Fehler, nur ein einziger, unbedachter Moment und ...“, erklärte Ebô'ney, war jedoch nicht in der Lage, den letzten Satz zu beenden.

„Ja, du hast vielleicht Recht Ebô'ney“, ergriff Billî erneut das Wort, „aber trotzdem sollten wir die Hoffnung nicht aufgeben. Wir müssen jetzt alle ganz stark sein und uns gegenseitig Mut zusprechen, für einander da sein. Atlantis erlebt gerade das vielleicht schlimmste Zeitalter seiner Existenz, die Insel und ihre gesamte Bevölkerung steht auf dem Spiel. Nur wenn wir nicht aufgeben, werden wir am Ende vor unseren Häusern sitzen und an diese Zeit zurück denken können. Und dann erinnern wir uns an all jene, die gestorben sind für unsere Rettung und all

jenen, die lebend und siegreich aus dem Krieg gezogen sind, danken wir zutiefst.“

„Was ist, wenn Parian sich geirrt hat? Was ist, wenn der Krieg erst viel später anfängt, wenn wir noch ein paar sorglose Tage gehabt hätten?“, fragte Neery mit leiser Stimme, aber doch so laut, dass jeder sie hören konnte.

Es war erneut Billí, der ihre Frage mit einem Kopfschütteln beantwortete: „Nein, er irrt sich nicht. Er wurde genauso gewarnt, wie einige andere von uns, wahrscheinlich sogar noch deutlicher. Die Vorboten waren eindeutig. Dieses Kribbeln auf meiner Haut, wie damals, als Roog das Erdbeben und den Erdrutsch im Gebirge verursacht hat. Dir kam die eigenartige Stille merkwürdig vor, Ebô'ney die Kälte. Nein, der Krieg steht unmittelbar bevor, es ist nur noch ein einziger Schritt in dessen Richtung notwendig. Parian, Bhoot und Said werden ihn heute erleben.“

Saif erschauerte. Die drei Inder hatten sich in dem aufkeimenden Gespräch zurück gehalten und mit einem unguuten Gefühl in der Magengegend zugehört, doch nun ergriff er das Wort: „Mich hat man auch gewarnt. Ich hielt es vorher nur für einen üblen Scherz, aber ich glaube mittlerweile, dass ich auch einen Vorboten bemerkt habe.“

Seine Freunde blickten ihn fragend an und Neery forderte ihn stumm auf fortzufahren.

„Ich war so gegen Mitternacht in dem kleinen Wirtshaus in der Nähe des Kristallpalastes. Habe mich dort mit einem netten, kleinen Kater unterhalten ... wie war sein Name doch gleich?

Entschuldigt, ich habe ihn vergessen. In diesem Wirtshaus gibt es diese magischen Kerzen, die ihre Farbe ändern können. Ich glaube, sie passen sich irgendwie der Stimmung der Gäste an. Auf jedenfall verfärbten sie sich genau um Mitternacht schwarz wie die Nacht.“

Saif erschauerte erneut. Bei dem Gedanken an die Flammen bekam er Gänsehaut, so gruselig war das Ereignis gewesen. Neery warf ihm ein schwaches Lächeln zu, eine Geste der Aufmunterung, auf die er sofort einging und ihr zuzwinkerte.

„Euch muss das hier vollkommen fremd sein“, stellte die Elfe fest, „dieser Krieg, dieses Leid ... ein Krieg mit Schwertern und Lanzen, zu Pferd oder zu Fuß. Das muss für euch vollkommen unvorstellbar sein.“

Shah Rukh verneinte leise. Er beugte sich ein wenig über den Tisch, streckte den Arm aus und ergriff Neerys Hand. Dann sagte er aufrichtig: „Mir ist Krieg nicht unbekannt. Ich bin froh, dass er hier nur mit Schwertern, Lanzen oder Pfeil und Bogen ausgeführt wird.“

„Wie meinst du das?“, schaltete sich Ebô'ney ein.

„Meine Welt ... unsere Welt ...“, seufzte Shah Rukh und zeigte dabei auf Saif und Karan, „hat viele kleine Kriege erlebt und erlebt sie auch heute noch, aber die zwei großen Weltkriege wird niemand auf der Erde jemals vergessen. Unsere Kriege gingen oft nicht nur ein paar Tage, so wie euer Krieg vielleicht gehen wird, sie gingen über Jahre oder sogar Jahrzehnte. Wir hatten einen 30jährigen Krieg, der 1. Weltkrieg dauerte fast 5 Jahre, der 2. Weltkrieg, der Grausamste von allen, an die 6 Jahre.“

Allen außer Shah Rukh, Saif und Karan stockte der Atem.

„So lang?“, Neerys Stimme klang brüchig und heiser. Für sie war ein Krieg, der so lange dauerte unvorstellbar, obwohl die Elfen-Katzenkriege um ein Vielfaches länger gewesen waren. Doch den kannte sie nur aus Geschichten.

Karan nickte. „Es waren schlimme Zeiten. Natürlich wurden wir drei erst viel später nach den Kriegen geboren, doch die Vergangenheit holt einen immer wieder ein. Den Kalten Krieg zwischen den zwei damaligen Großmächten unserer Welt haben wir mitbekommen, manchmal die Befürchtung und Angst vor einem 3. Weltkrieg gehabt“, erklärte er.

Nun meldete sich auch Saif wieder zu Wort.

„Ihr solltet froh sein, dass eure Waffen eher zur harmlosen Sorte gehören. Die Menschen bei uns haben Waffen wie Pistolen, Maschienengewehre und Kanonen erfunden“, führte er die Erklärungen seiner Freunde fort.

„Was sind das für Waffen?“, hakte Ebô'ney neugierig nach, doch Shah Rukh konnte die unterschwellige Angst in ihrer Stimme hören.

„Pistolen und Maschienengewehre sind so etwas wie Handfeuerwaffen, man kann sie auch als Rohrmaschinen bezeichnen. Sie sind in der Lage, kleine Kugeln aus Metall oder anderem Material mit unglaublich schneller Geschwindigkeit auf ein bestimmtes Ziel zu schießen. Je nach Art der Waffe, entsteht ein kleiner oder großer Schaden“, sagte er. „Verglichen mit Pfeil und Bogen oder einer Armbrust ist die Reichweite enorm.“

„Auf was schießt man denn mit diesen Waffen?“, fragte Billî.

„Ziel ist es nicht, auf einen Gegenstand zu schießen, sondern auf eine lebende Person, einen Menschen“, antwortete Shah Rukh.

Neery gab vor Schreck einen wimmernden Laut von sich. „Das ist ja schrecklich. Ihr benutzt diese Dinge also dafür, um euch gegenseitig zu töten!“, stellte sie fest.

Shah Rukh nickte und fuhr fort: „Das ist richtig. Die Kugeln sind in der Lage, in den Körper eines Lebewesens einzudringen und die Person zu verletzen ... oft tödlich.“

„Aber Pistolen und andere Handfeuerwaffen sind bei weitem nicht so gefährlich und können auch nicht so einen großflächigen Schaden anrichten wie Bomben“, sagte Saif.

Bevor einer der Anderen die Frage nach der Funktion einer Bombe in den Raum warf, ergriff Shah Rukh erneut das Wort: „Eine Bombe ist ein Behälter, der mit explosivem Material gefüllt ist, das durch einen Zünder zur Explosion gebracht werden kann, um Zerstörung anzurichten beziehungsweise Menschen zu töten. Die schlimmste Bombenart, die der Mensch je erfunden hat, ist die Atombombe. Ihre Explosion beruht auf einer nuklearen Kettenreaktion – der Kernspaltung und Kernfusion. Die technischen Weiterentwicklungen der Kernspaltung zur Waffe stellte in der Geschichte der Menschheit einen Wendepunkt dar. Bereits die ersten Kernwaffen erreichten Explosionsenergien, die mehr als zehntausend Tonnen konventionellen Sprengstoffs entsprachen. Die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki wurden im 2. Weltkrieg durch Atombomben fast vollständig zerstört und hunderttausende Menschen wurden getötet.“

Neery musste sich die Hand vor den Mund halten. Auch Billî und Ebô'ney sah man den Schrecken in ihren Gesichtern an, auch wenn sie kaum die Hälfte von dem, was Shah Rukh gesagt hatte, verstanden hatten.

„Eurer Krieg hier auf Atlantis kann nicht schlimmer werden als die Kriege in unserer Welt, aber dennoch sollten wir nichts beschönigen. Ein Krieg ist ein Krieg. Egal mit welchen Waffen er geführt wird, es ist und bleibt grausam und unmenschlich“, schloss Karan.

Er, Shah Rukh und Saif senkten betrübt ihre Blicke zu Boden.

„Was in eurer Welt passiert ist, tut mir sehr leid. Ich stelle fest, dass ich nicht sehr viel über ein Leben außerhalb von Atlantis weiß und verstehe. Aber ich kann nachvollziehen, dass es genauso viel Leid gab, wie es hier geben wird“, sagte Billî sanft.

Niemand antwortete ihm und erneut legte sich Stille über die Freunde. Jeder versank in seine oder ihre eigenen Gedanken über das eben Gesagte, die Vergangenheit, die Zukunft oder einen Wunsch, der in weite Ferne gerückt war.

Plötzlich horchte Neery auf. Ihr Blick richtete sich auf das Fenster, ihre Gesichtsfarbe wurde noch heller und blasser, als sie es bereits war. Sie spürte, wie ihr Magen sich verkrampfte und Übelkeit in ihr hochstieg.

„Hört ihr das?“, flüsterte sie.

Alle um sie herum stoppten ihren Atmen, doch das schnelle Schlagen ihrer Herzen schien die Stille des Raumes zu zerreißen.

„Ja ... der Krieg hat begonnen!“, sagte Billî, „ich kann es hören.“

Die drei Inder warfen sich gegenseitig verwunderte Blicke zu. Ihre Ohren waren zu schwach, als das ein Geräusch an sie dringen konnte.

„Ich höre es auch ... das aufeinander schlagende Metall ... die Schreie ...“, stellte Ebô'ney fest, „die Schlacht ist im vollen Gange!“

Jeder Gedanke wurde aus ihrer aller Köpfe gefegt, die Gewissheit, dass die Stunde der Wahrheit geschlagen hatte, ließ sie erstarren.

Ein lautes, dumpfes Geräusch drang an die Ohren der Freunde, riss sie aus ihrer lähmenden Trance, ließ sie aufblicken.

Nath, der das ganze Gespräch über keinen einzigen Ton gesagt und nur still dagesessen hatte, schlug ein zweites Mal mit seiner Pfote auf den Tisch. Sein Gesicht war wutverzerrt, die Muskeln unter seinem Fell zum Zerbersten angespannt.

„Was hast du?“, fragte sein Bruder.

„Ihr sitzt hier in aller Seelenruhe und unterhaltet euch über Kriege und da draußen findet gerade eine richtige, echte Schlacht statt. Unsere Freunde kämpfen vielleicht gerade um ihr Leben. Mahi ist dort draußen, allein und schutzlos. Aber anstatt ihr und den Anderen zu helfen, sitzen wir hier nur rum und entspannen uns!“, knurrte Nath.

„Wir sind aus einem ganz bestimmten Grund hier. Die Inder dürfen nicht kämpfen, weil das Risiko zu groß ist, dass sie sterben und damit in ihrer Welt aufhören zu existieren und einfach spurlos verschwinden. Und wir anderen sind hier, weil Parian es uns so gesagt hat. Es gehört mit zu seiner Strategie. Außerdem müssen wir auf die Kätzchen aufpassen. Wir werden unsere Chance schon noch bekommen und Mahi wird nichts passieren, das verspreche ich dir“, versuchte Billî seinen kleinen Bruder zu beruhigen, doch Nath schüttelte nur den Kopf.

„Nein ... das kann ich nicht. Ich kann hier nicht so einfach sitzen und abwarten. Ich muss da raus, ich muss ihnen helfen, muss Mahi beschützen. Ich fühle einfach, dass ich dort auf das Schlachtfeld gehöre, dass ich gebraucht werde. Ich bin hier, um zu kämpfen und das werde ich auch tun. Es ist mir egal, wenn ich mich damit gegen Parians Anweisung stelle. Tut mir leid Billî, aber ich muss das einfach tun. Sollte einem unserer Freunde oder vielleicht sogar Bhoot etwas geschehen und ich würde hier meine Zeit nur mit Gesprächen vertrieben haben, würde ich es mein Leben lang bereuen.“

„Bhoot kann allein auf sich aufpassen Nath. Er kennt den Krieg, er weiß, wie man sich verhält und wie man kämpft. Ihm wird nichts passieren“, versuchte Billî Nath zu überzeugen, doch dieser hatte seinen Entschluss bereits gefasst.

„Unser großer Bruder hat damals für uns gekämpft und auf uns aufgepasst, sein Leben für unseres riskiert. Nun sind wir dran, unser Leben für Seines zu riskieren.“ Mit diesen Worten stürmte Nath aus dem Haus und begab sich in Richtung Schlachtfeld.

Er spürte, wie sich die Muskeln seines Pferdes bei jedem Schritt von Neuem spannten. Feiner Staub wirbelte um seine Beine, legte sich auf seine Kleider, blieb an seinen Wimpern hängen. Ein fahler Geschmack machte sich auf seiner Zunge breit, die Kehle war trocken und kratzte, doch er unterdrückte den Hustreiz. In einer Hand hatte er immer noch sein Schwert Andúril fest im Griff über sich erhoben, in der anderen hielt er die Zügel von Fyatrîl. Hinter sich vernahm er

die Schritte seiner Krieger, die ihm ergeben folgten, ihr Kampfgeschrei drang an sein Ohr und er stimmte mit ein. Seine Augen waren auf den immer näher kommenden Gegner gerichtet, er brauchte sich nicht umsehen, denn er wusste, dass Bhoot und Said mit ihm auf gleicher Höhe waren. Adrenalin schoss durch seinen Körper, brachte ihn in einen Zustand der Ekstase, fegte seinen Kopf leer, sodass nur noch ein einziger Gedanke übrig war – kämpfen und überleben. Parian zog die Zügel seines Pferdes an und brachte es dazu, zum Sprung anzusetzen. Es war ein ohrenbetäubender Lärm, als er und die anderen Reiter seines Heeres die erste Verteidigungslinie des Feindes zerschlugen. Fyatrils Hufen trafen die Köpfe einiger feindlicher Krieger, der knackende Laut ihrer zerberstenden Schädelknochen hallte in Parians Ohren wider, ein Blick nach unten verriet ihm, dass etliche Männer der ersten Reihe durch die Pferde zu Tode getrampelt wurden. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie die Katzen an ihm vorbei flitzten und weiter ins Innere der feindlichen Truppen vordrangen. Der Halbelf blickte sich nach Said und Bhoot um, doch seine beiden Freunde waren im Gemenge verschwunden. Parian trieb Fyatril an, ihn ein Stück weiter in die Menge zu bringen. In schnellem Tempo ließ er sein Schwert durch die Luft gleiten, ließ die tödliche Klinge auf seine Gegner niedersausen. Dunkelrotes Blut spritzte ihm ins Gesicht, als er einem Mann in die Kehle schnitt, der daraufhin röchelnd zusammen brach. Einem anderen Krieger schlug er den ganzen Kopf mit nur einer einzigen Handbewegung ab. Als ein Beil auf ihn zugeflogen kam, musste der Halbelf sich ducken. Nur knapp verfehlte das Wurfgeschoss seinen Kopf, er konnte den Luftzug spüren, der seine Haare für einen Moment ein wenig zur Seite wehte. Er blickte sich um und entdeckte den Werfer, der nun mit einem Schwert schreiend auf ihn zu gerannt kam. In dessen Augen spiegelte sich Hass und Mordlust wieder. Parian brachte Fyatril zum Wenden, sodass ihr Gegner genau auf die Vorderseite des Pferdes zulief. Kurz vor einem Zusammenstoß, riss Parian die Zügel zu sich und brachte Fyatril dazu, sich aufzubäumen. Vor Schreck blieb der Werfer stehen und starrte wie paralysiert auf die großen Hufe, die mit einem mal auf ihn niedersausten. Sie prallten auf seinen Brustkorb und Parian konnte förmlich spüren, wie dessen Rippen brachen. Der Werfer fiel reglos zu Boden, die Augen leer und starr gegen den Himmel gerichtet. Blut quoll aus seinem Mundwinkel und Parian vermutete, dass seine gebrochenen Rippen das Herz oder die Lungen durchstoßen haben mussten. Der Halbelf richtete sofort ohne auch nur einen weiteren Gedanken zu verschwenden seine Aufmerksamkeit von dem Toten auf die Lebenden. Er stach einem Mann sein Schwert mit der Spitze voran in die Brust, der nächsten Person trennte er einen Arm ab, bevor einer seiner eigenen Krieger ihm mit einem Schwert durchs Auge in den Kopf stach. Der Halbelf kämpfte sich immer weiter vor, tötete, wo er töten konnte und zeigte dabei kein Erbarmen. Er wusste nicht, wie lang die Schlacht schon dauerte, jegliches Zeitgefühl ging ihm verloren, während er sein Schwert in tödlichen Figuren durch die Luft fahren ließ, ihm die Todesschreie um ihn herum in den Ohren schmerzten und das Geräusch seiner durch Fleisch und Knochen fahrenden Schwertklinge bis ins Mark übergang. Er verfiel in einen Rhythmus des Tötens, der beinahe so automatisch ablief, als entspräche es so etwas Banalem wie Atmen. Er dachte nicht mehr darüber nach, dass er Leben auslöschte, dass er vielleicht gerade Kindern ihren Vater nahm, Frauen ihren Ehemann, Müttern ihre Söhne. Er dachte nur daran, dass er den Krieg gewinnen musste, um Atlantis zu retten.

Parian bekam es plötzlich mit der Angst zu tun, als Fyatril laut wieherte. Ohne, dass er es bemerkt hatte, hatte ein feindlicher Krieger sein Pferd an den Hinterbeinen verletzt. Fyatril knickte weg und fiel gemeinsam mit Parian mitten im Lauf zu Boden. Es kam ihm so vor, als würden sie in Zeitlupe fallen. Der Halbelf nahm seine Füße aus den Steigbügeln, damit er darin nicht hängen blieb und von seinem eigenen Pferd zerquetscht oder über das Schlachtfeld

gezogen wurde. Der Aufprall auf den staubigen Boden war hart und schmerzhaft, Fyatrils lautes, hohes Wiehern schnürte ihm die Kehle zu. Parian versuchte sich an ihr festzuhalten, doch es gelang ihm nicht. Er wurde vom Rücken seines Pferdes geschleudert und rutschte einige Meter auf dem Boden entlang, mitten durch die feindlichen Krieger. Für einen kurzen Moment rang er nach Luft, doch ohne weiteres Zögern kam er wieder auf die Beine, ignorierte den Schmerz in seinen Knochen, das Brennen der Schürfwunden an seiner Wange und auf seinen Armen. Er schmeckte Blut auf seiner Zunge und stellte fest, dass sich ein tiefer Schnitt über seine Unterlippe zog. Parian blickte sich um, versuchte sich zu orientieren. Er suchte das immer lichter werdende Schlachtfeld nach Fyatril ab, doch sein Pferd war nicht zu sehen. Er entdeckte nur Tote, Verletzte und sich weiterhin duellierende und ums eigene Leben kämpfende Krieger. Erneut durchzog Parian ein Gefühl der Panik als er feststellte, dass sein Schwert nicht mehr in seinen Händen lag. Sofort war ihm bewusst, was dies zu bedeuten hatte. Der Halbelf drehte sich verzweifelt suchend um die eigene Achse. Er musste seine Waffe finden, ohne sie war er im Nachteil, ohne sein Schwert würde er diese Schlacht nicht überleben können. In letzter Sekunde wich er einem gegnerischen Krieger aus, der sein Schwert auf ihn nieder sausen ließ. Parian begab sich hinter den Mann, umschlang dessen Hals mit seinem Arm, legte die andere, freie Hand an den Kopf des Kriegers und brach ihm in Sekundenschnelle mit einem Ruck das Genick. Der Feind ließ das Schwert fallen und sackte in seinen Armen zusammen. Parian ließ ihn fallen und griff nach dessen Waffe. Mit einem Mal fiel sein Blick auf eine kleine Lücke im Gemenge. Die Sonne strahlte auf dieses unberührte Fleckchen Erde und Parian fühlte Erleichterung in sich aufsteigen. Sein Schwert Andúril steckte dort mit der Spitze voran im Boden, die Sonnenstrahlen ließen die Klinge glitzern. Der Halbelf lächelte, parierte den Angriff eines weiteren Gegners, um ihm daraufhin einen Todestoß in den Bauch zu versetzen. Er kämpfte sich den Weg zu seiner eigenen Waffe frei, ignorierte, dass sich seine Kleidung mit dem Blut seiner Feinde tränkte. Parian erreicht Andúril, als ein Mann gerade danach greifen wollte. Der Halbelf hackte dem Mann die Hand ab, warf das geliehene Schwert des Feindes weg, packte sein eigenes Schwert mit beiden Händen und zog es aus dem Boden. Dann köpfte er ohne mit der Wimper zu zucken den Mann, der sich vor Schmerz wimmernd seinen Armstumpf gehalten hatte.

Wieder bewaffnet, führte Parian seinen Kampf zu Fuß fort. Mit kurzen Seitenblicken vergewisserte er sich über den Stand der Schlacht. Die Menge hatte sich stark gelichtet, beide Heere waren vermischt und die Formationen aufgebrochen worden, es war kaum auszumachen, wer zu welcher Seite gehörte oder wer in Führung lag. Es befanden sich keine Pferde mehr auf dem Feld, von Bhoot und Said war keine Spur, auch Fyatril war verschwunden. Die Toten auf dem Schlachtfeld bildeten langsam gefährliche Hindernisse und Stolperfallen. Parian biss sich auf die Lippe. Er schätzte die Situation als ausweglos ein, ein totales Chaos. Doch es war zu spät, um daran etwas zu ändern. Am liebsten hätte er Anweisungen geschrieen, doch er wusste, dass man ihn über den Kriegslärm und das Feld hinweg nicht hören würde. Er hoffte nur, seinen Freunden ging es gut und das sie noch am Leben waren.

Parian schlug sich weiter voran, ließ sein Schwert einen tödlichen Tanz tanzen, kämpfte sich Wege durch die Krieger frei oder sprintete über freie Flächen, um zu seinen Feinden zu gelangen und ihre Leben auszulöschen.

„Parian...“

Er blieb abrupt stehen, als er seinen Namen vernahm, leise und krächzend. Der Halbelf blickte in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war und entdeckte einen am Boden liegenden Elf. Er kannte dessen Namen nicht, doch war ihm bekannt, dass der Elf aus seinem früheren Clan stammte.

„Parian ...“

Als der Elf seinen Namen erneut rief, lief er zu der Stelle, an der er lag und kniete sich neben ihn ins kurze, gelblich grüne Gras. Der Anblick des Kriegers erschütterte ihn. Er hatte beide Arme gebrochen, sein linkes Bein lag in eigenartiger Pose von ihm gestreckt. Die Nase war zertrümmert worden, aus den Mundwinkeln lief ein dünner Streifen Blut. Die bleiche Haut war von Staub und Schmutz bedeckt, das einst blonde Haar rot von Blut verfärbt. Parian entdeckte eine Stelle am Kopf, an der sowohl Haare, als auch Kopfhaut fehlten. Die schlimmste Verletzung des Elfen war jedoch die große Wunde in seiner Brust, aus der unaufhörlich Blut quoll und neben ihm eine Lache bildete.

„Parian ...“, brachte der Elf erneut heraus, dabei klang seine Stimme wie ein leises Gurgeln. Der Halbelf legte eine Hand auf die Stirn des Kriegers und sagte: „Es ist alles gut. Das bekommen wir schon wieder hin.“

Der Elf kniff die Augen zusammen und stöhnte, während er den Arm hob und versuchte, Parian an der Schulter zu berühren. Dieser wusste, dass es dem Elfen unglaubliche Schmerzen bereiten musste, also half er ihm und umfasste dessen Hand mit seinen eigenen Händen.

„Ich ... ich ...“, der Elf hustete schwer, röchelte und rang nach Luft. Parian schob das Knie unter seinen Kopf, sodass das Blut im Körper des Elfen nicht in die Luftröhre fließen konnte.

„Ich ... kannte ...“, begann der Krieger von Neuem, „ich kannte ... deine Mutter ... Fyana!“

„Schschschsch ... nicht reden, das strengt zu sehr an“, sagte Parian, doch der Elf hörte nicht auf ihn.

„Sie ... sie war ... so schön gewesen ...“ Der Elf machte eine Pause, rang nach Luft und sammelte Energie, für seine nächsten Worte.

„Es ... tut ... tut mir leid ... was passiert ... passiert ist“

„Nicht reden, die Katzen werden gleich hier sein und dir helfen. Sie bekommen das wieder hin, du wirst wieder gesund und dann kannst du mir das alles erzählen“, versuchte Parian ihn zu beruhigen. Der Elf schüttelte kaum merklich mit dem Kopf.

„Nein ... es ist zu spät Parian ... ich werde sterben ... niemand wird kommen ...“

Parian blickte auf, suchte das Schlachtfeld nach den Heilern ab, doch er konnte niemanden von ihnen entdecken. Die Erkenntnisse, dass der Elf in seinen Armen sterben würde, traf ihn wie ein Schlag, ließ ihn verzweifeln, trieb ihm Tränen in die Augen. Er wusste nicht, was er tun sollte, also versuchte er, ruhig zu bleiben und dem Elf in seinen letzten Minuten beizustehen und ihn zu beruhigen. Parian war nur froh, dass der Feind sie beide nicht bemerkte.

„Versprich mir ... Parian ... das du uns alle ... stolz machen wirst“, krächzte der Elf.

„Ich verspreche es!“, antwortete Parian feierlich.

„Und vergib mir ... das ich dein ... Schicksal ... zugelassen habe.“

„Ich vergebe dir“, fügte der Halbelf mit leiser, erstickter Stimme hinzu.

Der Elf lächelte, dann bäumte sich sein Oberkörper leicht auf. Er röchelte, seine Augen blickten erschrocken und voller Angst in den Himmel, bis sie mit einem mal eine innere Leere preisgaben.

Parian fuhr mit den Händen über das Gesicht des Elfen und schloss dessen Augen. Eine Träne lief seine Wange hinunter und tropfte auf die Augenlider des Toten. Behutsam hob er den Kopf des Elfen von seinem Knie und bettete ihn auf dem Boden. Der Halbelf erhob sich, ein dumpfes Gefühl machte sich in ihm breit, dass jegliche anderen Emotionen auslöschte. Er konnte nicht darüber nachdenken, was gerade geschehen war, es kam ihm unwirklich vor, wie, als hätte er es nur geträumt, nur war der Traum sehr real gewesen. Mit einem letzten Blick auf den toten Körper des Elfen, wandte er sich ab und stürzte sich ohne nachzudenken erneut in den Kampf.

Ein Hüne von einem Krieger wollte ihm mit seinem Zweihänder den Kopf spalten, doch Parian wich geschickt aus. Er wollte dem Hünen einen tödlichen Stoß in den Bauch verpassen, doch er verfehlte sein Ziel, weil der Gegner ebenfalls auswich, und traf ihn mitten zwischen den Beinen. Der feindliche Krieger schrie auf vor Schmerz, packte sich mit beiden Händen in den Schritt und ließ sich zu Boden fallen, wo er sich krümmte und wand. Parian hob sein Schwert und ließ es auf den Hünen sausen, doch bevor seine Waffe ihm den Kopf abschlagen konnte, wurde sein Angriff von einem silbernen Langbogen pariert. Parian blickte verdutzt auf und grüne Augen blitzten ihm entgegen, umrahmt von schulterlangem, leicht gewelltem, dunklem Haar.

„Rah’ün!“, stellte Parian entsetzt fest.

„Ganz genau!“, sagte dieser, stemmte seinen Bogen gegen Parians Schwert und stieß ihn damit von sich und dem Hünen weg. Der Halbelf stolperte, konnte jedoch noch rechtzeitig sein Gleichgewicht wiederfinden und verhinderte einen Sturz.

„Nicht schlecht! Ganz schön wendig, kleiner Elf!“, witzelte Rah’ün amüsiert.

„Halbelf“, protestierte Parian und hob sein Schwert vor den Körper, bereit zum Kampf.

„Elf oder Halbelf – spielt das überhaupt eine Rolle? Ich denke nicht, da ich dich in wenigen Sekunden dem Erdboden gleich machen werde.“

Rah’ün wechselte den Griff seines Langbogens. Mit einer schnellen, kurzen Stoßbewegung nach vorn löste er einen Mechanismus aus, der zwei lange Schwertklingen aus den Enden des Bogens schnellen ließ. Das sorgte bei Parian für einen kurzen Überraschungsmoment. Er wusste um die Spezialität von Rah’üns Bogen, doch als er die Waffe das letzte mal gesehen hatte, hatten sich an den Enden lediglich kleine Messer befunden.

„Ich habe meine Waffe ein wenig kriegstauglicher gemacht“, erklärte Rah’ün, „Wäre doch sonst sinnlos, mit dir zu kämpfen. Ich finde dein kleines Schwert zwar lächerlich, aber nur mit zwei kleinen Messern dagegen anzutreten, war mir dann doch ein zu großes Risiko.“

„Fahr zur Hölle!“, knurrte Parian als Antwort und funkelte seinen Gegenüber wütend an.

Rah’ün schnalzte mit der Zunge und trat einen Schritt auf den Halbelfen zu, seine Waffe drohend erhoben.

„Aber aber ... solche Worte von dir zu hören Parian, das kränkt mich zutiefst. Bist du etwa immer noch eifersüchtig wegen Ebô’ney? Ich dachte, du hättest langsam kapiert, dass sie nichts von dir will und dass aus euch nie etwas werden wird.“

„Halt sie da raus!“, fauchte Parian.

„Aber wieso denn? Sie ist doch bereits mitten drin. Der Beherzte bekommt die Braut – das sagt man doch so, oder?“, lachte Rah’ün.

Parian ließ ihn keine Sekunde aus den Augen, versuchte jede Reaktion im Vorfeld zu durchschauen und suchte nach einem günstigen Moment zum Angriff.

„Was willst du hier?“, fragte er.

Auf Rah’üns Gesicht breitete sich ein gemeines Grinsen aus, seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern. Obwohl die Schlacht in vollem Gange war und ihnen Dreck, Staub und Blut geradezu um die Ohren flog, war seine Kleidung bis auf den letzten Fetzen sauber. Gefährlich schwarz glänzte seine lederne Hose in der Sonne. Rah’ün trug keinerlei Schutzvorrichtungen, auf eine Rüstung hatte er verzichtet. Das ebenfalls schwarze Hemd lag locker auf seinen Schultern und war halb geöffnet, sodass es seinen Schlüsselbeinbereich frei gab. Parian erkannte sofort, dass diese Stelle einen Schwachpunkt darstellte, den er sich zu Nutze machen konnte. Er musste nur einen Weg finden, die größere Reichweite von Rah’üns Waffe auszugleichen.

„Ich bin hier, um ein bisschen Spaß zu haben!“, antwortete Rah’ün in lässigem Ton und zeigte dabei auf Parian, „Ravanna hat mich gebeten, dich aus dem Weg zu räumen, weil du ständig ihre

Pläne durchkreuzt und für ihre weitere Mission schädlich bist!“

„Wieso hörst du auf dieses Miststück?“, fragte Parian provozierend.

„Wage es dir ja nicht, sie noch einmal so zu bezeichnen!“, knurrte Rah'ün. Ein Schatten legte sich über seine Augen und für einen kurzen Moment verlor er seine Gelassenheit.

„Dann stimmt es also nicht, dass sie dich in ihren Bann gezogen hat und nur für ihre Zwecke missbraucht? Ich wette, wenn sie dich nicht mehr benötigt, wird sie dich umbringen, genauso, wie du das jetzt mit mir tun willst“, fuhr der Halbelf fort.

Rah'üns angespannte Muskeln entspannten sich wieder als er feststellte, dass Parian ihn nur in Rage bringen wollte, damit er einen Fehler machte.

„Ravanna ist meine Königin, sie liebt mich. Niemals würde sie zulassen, dass mir etwas geschieht“, sagte er.

Nun war es an Parian zu lachen.

„Davon träumst du wohl!“, gluckste er.

„Genug der Worte! Lass es uns zu Ende bringen Elf. Ich habe einen Auftrag und den werde ich erfüllen“, erwiderte Rah'ün und führte seinen Langbogen mit den Schwertern ebenfalls vor seinen Körper.

Wie zwei Raubtiere begannen sie, im Kreis um einander zu schleichen, jeder darauf bedacht, einen Angriffspunkt zu finden. Sie bewegten sich langsam aber drohend, die Augen auf den Gegner geheftet. Niemand störte sie, niemand wagte es, in ihren anstehenden Kampf einzugreifen.

Plötzlich und ohne Vorwarnung schnellte Rah'ün nach vorn und versuchte, Parians Schwerthand zu verletzen. Der Halbelf jedoch wich einen Schritt zurück und parierte den Angriff. Erneut holte Rah'ün aus, doch Parian hob ihm die Klinge Andúriels entgegen, wehrte damit seinen Schulterschlag ab, doch das zweite Schwert des Langbogens zerschnitt ihm die Rüstung an der Hüfte. Der Halbelf führte sein Schwert zur Körpermitte und stieß es mit der Spitze Rah'ün horizontal entgegen, doch dieser ging in die Knie und hielt mit der Schmalseite einer seiner Schwertklingen dagegen. Es kam ihnen so vor, als würde man das Aufeinandertreffen des Metalls über das ganze Feld hinweg hören können, so laut hallte es in ihrer eigenen Ohren wieder. Rah'ün drückte Parian von sich, sodass dieser rücklings zu Boden fiel. Bevor er jedoch einen vernichtenden Schlag gegen den Halbelfen ausführen konnte, hatte sich dieser zur Seite gerollt und war hinter ihm wieder auf die Beine gekommen. Rah'ün drehte sich um die eigene Achse, dabei schwang er seinen Langbogen mit sich und zerfetzte Parians Rüstung an der Brust, bevor dieser auch nur den Hauch einer Chance hatte, den Angriff abzuwehren.

Sie lieferten sich ein eisernes Duell, in dem Rah'ün im Vorteil zu sein schien. Immer wieder schlugen sie aufeinander ein, kreuzten ihre Schwerter oder versuchten auf anderem Wege, ihren Gegner auszuschalten. Nach einem weiteren Angriff sprang der Halbelf einen großen Schritt von Rah'ün weg. Damit gewann er Zeit, um sich Gedanken zu machen, wie er mit der Waffe seines Gegners umgehen sollte. Es überforderte ihn ein wenig, denn wenn er gegen das eine Schwert schlagen würde, hatte Rah'ün immer noch die Möglichkeit, seinen Bogen so zu drehen, dass das Schwert an dessen anderem Ende Parian in der Seite traf und schwer verwundete. Ihm kam eine Idee. Ohne zu zögern rannte der Halbelf auf Rah'ün zu, doch vor ihm sprang er mit erhobenem Schwert über ihn, suggerierte seinem Gegner damit, dass er dessen Kopf anvisierte. Rah'ün hob abwehrend seinen Langbogen vor sein Gesicht, sodass die Schwerter zur Seite zeigten. Doch Parian hatte nicht vor, seine Waffe gegen ihn zu richten. Der Halbelf sprang hoch, streckte die Beine aus und trat damit gegen die Schwerter des Langbogens und drückte die Mitte der Waffe dadurch gegen Rah'üns Hals. In Rah'üns Augen breitete sich Überraschung und Entsetzen

gleichzeitig aus, als seine eigene Waffe ihn durch Parians Gewicht nach hinten drückte. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte. Die Schwerter seines Langbogens gruben sich in die Erde und nagelten seinen Hals damit am Boden fest, sodass er kampfunfähig war. Parian landete hinter seinem Kopf. Der Halbfel drehte sich um und wollte die Sache mit einem letzten, tödlichen Schlag Andúriils beenden, als er plötzlich an der rechten Schulter nach hinten gerissen wurde. Er spürte, wie ein stechender Schmerz ihn durchzuckte. Parian warf einen erschrockenen Blick auf seine Schulter. Ein langer Pfeil hatte sich tief in sein Fleisch gegraben, dunkles Blut sickerte heiß aus der Wunde und tränkte seine Kleidung. Als ein weiterer Pfeil direkt neben ihm einschlug, blickte er auf. Was er sah, ließ ihn für ein paar Sekunden aufhören zu Atmen, brachte sein Herz zum Stillstand. Ein Meer aus Pfeilen schoss auf das Schlachtfeld nieder. Sofort erkannte er, dass dies ein Angriff des Gegners war. Umso mehr erschrak er, als er die wahren Tücken der feindlichen Waffe erkannte. Diese Pfeile hatten einen kleinen Überraschungseffekt. Es wurde ein nur Pfeil abgefeuert, doch in der Luft lösten sich plötzlich zwei Nebenpfeile, während der Hauptpfeil Feuer fing.

„Feuerpfeile ...“, flüsterte Parian, während er wie in Trance auf das Treiben vor sich starrte. Nur allmählich sickerte die Folge seiner Erkenntnis in sein Bewusstsein. Er konnte im ersten Moment nicht erfassen, was dies zu bedeuten hatte, was sie alle gleich erwarten würde, doch gewaltsam schoss ihm plötzlich Adrenalin durchs Blut.

„Oh nein ... FEUERPFEILE!“, schrie Parian und rappelte sich hoch, ignorierte den stechenden Schmerz in seiner verletzten Schulter ebenso wie seinen Gegner. Er musste mit ansehen, wie tausende von Pfeilen mit Feuer auf das Schlachtfeld regneten und dabei den von ihnen vorher verteilten Brennstoff zum Zünden brachten. In Sekundenschnelle brachen überall Brände aus, durchzogen das Schlachtfeld wie riesige, heiße Wände, überraschten nicht nur den Feind, sondern auch die eigenen Krieger. Parian beobachtete, wie ein paar Menschen aus seinem Heer den Flammen zum Opfer fielen. Die ursprünglich geplante Falle für den Feind war nach hinten losgegangen und wurde nun auch zu ihrem eigenen Verhängnis.

Parian löste sich von dem Bild des Schreckens und blickte auf die Stelle, wo Rah'ûn eben noch gelegen hatte, doch dieser hatte sich befreien können und stand nun wieder auf beiden Beinen. Da sich jedoch zwischen ihnen ebenfalls Feuer ausgebreitet hatte, konnten sie ihren Kampf nicht beenden und Rah'ûn verschwand vor seinen Augen.

Mahi versuchte mit größter Mühe, die Blutung des verletzten Kriegers zum Stillstand zu bringen. Erst dann würde sie dazu in der Lage sein, ihn heilen zu können. Während sie ihm ein großes Knäuel aus Leinentüchern auf die Wunde drückte, warf sie einen sorgenvollen Blick auf einen anderen Mann, der nur unmittelbar neben ihr lag und vor sich hin röchelte.

„Esme!? Ich brauche hier Hilfe!“, rief sie verzweifelt, doch Esme hatte mehr als genug damit zu tun, einem Elf, dem man einen Holzpflöck durch die Kehle gestoßen hatte, das Leben zu retten. Alle anderen Katzen waren ebenfalls mit mehreren Verletzten gleichzeitig beschäftigt.

Mahi fühlte sich überfordert. Mit 15 Heilern und 30 Krankenbahnen, sowie 5 Tischen hatten sie sich in dem kleinen, dunkelgrünen Zelt an die Arbeit gemacht. Als die Schlacht begonnen hatte, waren es zunächst nur wenige verletzte Krieger gewesen, die man ihnen gebracht hatte. Doch je länger der Kampf ging, umso mehr Verletzte wurden bei ihnen abgeliefert mit immer schlimmeren Verletzungen. Daraufhin hatten sie sich aufgeteilt. 7 Heiler waren im Zelt geblieben, während die restlichen 8 sich an den Rand des Schlachtfeldes gewagt hatten, um vor

Ort heilen zu können. Dennoch wurde der Strom an Verwundeten nicht weniger. Mahi wusste, dass die meisten Krieger auf dem Schlachtfeld starben, bevor man ihnen zu Hilfe kommen konnte, doch nun starben ihnen die Leute auch noch hier im Zelt weg.

„Esme ... er stirbt!“, wimmerte sie.

„Versuch dein Bestes, ich kann dir jetzt nicht helfen“, sagte Emse und drückte einem weiteren Krieger die Pfote auf eine tiefe Brustwunde.

Mahi wandte sich wieder den Verletzten um sie herum zu. Einige von ihnen waren schwer verwundet, andere weniger schwer. Sie wusste, dass sie nicht alle würde behandeln können. Sie musste in der Not Prioritäten setzen.

Die Katze ließ von dem verblutenden Krieger ab und stellte sich neben den röchelnden Mann. Mit ihrer Pfote tastete sie seinen Oberkörper entlang und stellte fest, dass ihm eine gebrochene Rippe in den Lungenflügel stach. Ihr war klar, wenn sie die Rippe löste, würde er den Erstickungstod sterben. Sie seufzte und ließ auch von diesem Mann ab, wechselte zum nächsten Verwundeten und heilte im Eiltempo dessen gebrochene Beine, sowie dessen Kopfwunde. Der Krieger stand auf, bedankte sich bei ihr und rannte zurück zum Feld, um sich erneut in die Schlacht zu stürzen.

„Hauptsache, du kommst nicht nochmal hier her zurück“, flüsterte Mahi.

Ihre Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf den verblutenden Krieger. Der Mann rang heftig nach Luft, sackte jedoch plötzlich in sich zusammen und verdrehte die Augen. Mahi drückte ihre Pfote an seinen Hals, doch auch ohne das Fehlen des Pulses festzustellen wusste sie bereits, dass der Mann tot war.

Am liebsten hätte Mahi sich in diesem Moment in eine dunkle Ecke verkrochen und laut geweint. Sie spürte, dass ihr Mut und ihre Kräfte langsam nachließen, bemerkte das tiefe Verlangen, einfach alles, was gerade um sie geschah auszublenden und sich auf eine Flucht in eine bessere Welt zu begeben. Sie wollte die Pfoten vor die Augen drücken und alles Schlimme auf dieser Insel nicht mehr sehen. Dass eine Person in ihrer Gegenwart gestorben war, weil sie ihr nicht geholfen hatte, konnte sie kaum ertragen. Natürlich war sie nicht mit dem törichten Gedanken in die Schlacht gezogen, dass sie alle Verwundeten würde heilen und damit deren Leben retten können, doch hatte sie nicht erwartet, in eine Situation zu geraten, die sie so überfordern würde. Sie waren zu wenig Heiler, wären sie mehr gewesen, hätte der Krieger vielleicht nicht sterben müssen, hätte in diesem Zelt überhaupt niemand sterben müssen. Mahi spürte, wie Übelkeit in ihr aufstieg und ihr Brustkorb fühlte sich an, als würde ihn jemand zusammen pressen. Schweiß lief ihr durch das Fell und die Umgebung vor ihren Augen drohte zu verschwimmen. Die Katze stützte sich mit den Pfoten auf einer der Krankenbahnen ab und versuchte der drohenden Panikattacke entgegen zu wirken. Sie durfte nicht aufgeben – nicht hier und nicht jetzt. Sie musste sich zusammen reißen, kämpfen und es überstehen.

„Geht es dir gut Mahi?“, fragte Esme, während sie einem Krieger einen Arm wieder anflickte. Sie sah besorgt um sie aus, doch Mahi winkte ab und bedeutete ihr, dass es schon gehen würde. Sie griff nach einem Krug mit Wasser und trank ihn in einem Zug leer, versuchte damit all ihre Sorgen und Ängste fort zu spülen. Langsam fühlte sie sich wieder besser und fuhr mit ihrer Arbeit fort.

„Hallo kleines Kätzchen!“, drang eine bedrohlich tiefe Stimme an ihre Ohren, als sie gerade dabei war, einem Verletzten eine Stichwunde an der Hüfte zu schließen. Mahi blickte auf und bemerkte die 20 Männer, die bereits halb im Zelt standen, ihre Waffen zeigten in ihre Richtung, die Spitzen der Schwerter funkelten gefährlich in der Sonne. Die Katze erkannte sofort, dass es sich nicht um Krieger aus dem eigenen Heer handelte. Sie nahm die Pfoten von dem

Verwundeten vor sich und stoppte damit dessen Heilungsprozess. Langsam machte sie einen Schritt nach hinten, um ein wenig mehr Distanz zu den Fremden zu schaffen.

„Komm her kleine Mietzekatze! Miez, Miez, Miez, Miez, Miez ...!“, sagte einer der Männer zu ihr und machte eine lockende Handbewegung. Mit einem Seitenblick vergewisserte Mahi sich, wo die anderen Heiler sich gerade befanden und ob sie die Gefahr ebenfalls bemerkt hatten. Sie wusste jedoch, dass sie in der Unterzahl und durch das Heilen zu geschwächt waren, um gegen die Krieger anzukommen. Ebenfalls hatte man sie zu sehr überrascht, sodass sich die meisten Katzen gerade mitten im Heilungsprozess befanden, Esme hatte die Pfote in einem ihrer Verwundeten stecken und massierte dessen Herz, um ihn am Leben zu halten.

Mahi entfernte sich mit einem weiteren Schritt von der Gefahrenquelle. Panik stieg in ihr hoch und in ihren Gedanken suchte sie fieberhaft nach einer Lösung, wie sie alle glimpflich aus dieser Situation rauskommen könnten.

„Nicht weglaufen Kätzchen ... komm zu uns, wir haben Hunger und wollen dich zum Frühstück verputzen!“ Die Männer lachten im Chor und schwangen ihre Waffen drohend in der Luft.

„Lasst uns in Ruhe und verschwindet!“, fauchte Esme. Sie wollte etwas unternehmen, befand sich jedoch im Zwiespalt um das Leben des Kriegers, dessen Herz sie gerade in der Pfote hielt und um ihr eigenes Überleben, dass ihren Kätzchen eine glückliche Zukunft sicherte.

„Ihr Katzen seit ja so süß! So richtig zum Kuschneln. Ich glaube, ich werde euch nach eurem Tod das Fell abziehen und mir daraus einen warmen Mantel machen lassen“, antwortete ein großer, blonder Krieger und grinste.

„Los, lasst sie uns endlich holen!“, sagte ein kleiner Mann mit einer Narbe auf der Wange.

Mahi packte die Angst. Ihr ganzer Körper versteifte sich. Sie wollte von den auf sie zu kommenden Feinden weichen, doch ihr ganzer Körper war wie gelähmt. Sie starrte auf die Schwerter, die ihr immer näher kamen – angsteinflößend und gefährlich. Ihr wurde klar, dass sie ihnen schutzlos ausgeliefert war. Nur von fern hörte sie die panischen Rufe der anderen Heiler, Esme schrie, sie solle weglaufen, doch Mahi konnte in keine Richtung einen Schritt wagen. Sie ließ zu, dass einer der feindlichen Krieger sich vor ihr aufbaute. Als er die Hand nach ihr ausstreckte, fuhr sie reflexartig ihre Krallen aus und kratzte ihm damit übers Gesicht. Sie konnte sich weder erklären, warum sie das getan, noch, woher sie den Mut dafür gefunden hatte. Es war einfach passiert, sie hatte dabei kaum etwas gefühlt und wenig darüber nachgedacht. Der Mann, über dessen Gesicht nun Blut lief, funkelte sie zornig an.

„Das wirst du bereuen du Mistviech!“, grollte er und hob sein Schwert, um sie damit zu verletzen. Aus irgendeinem Grund verspürte Mahi keine Angst, jegliche Emotionen, die sie in diesem Moment hätte haben sollen, waren verschwunden. Vielmehr bemerkte sie ein Gefühl der Sicherheit tief in sich drin, dass ihr sagte, dass sie sich nicht zu fürchten brauchte. Die Klinge des Schwertes spiegelte sich in ihren Augen wieder. Sie schloss sie, als die Waffe auf sie niedersauste und wartete darauf, dass ein stechender oder brennender Schmerz sie durchzucken würde. Doch das Einzige, was sie vernahm war ein schwacher Luftzug an ihrer linken Schulter. Als sie die Augen wieder öffnete, konnte sie gerade noch sehen, wie Nath sich auf den Krieger vor ihr stürzte und ihn zu Boden riss. Der Kater fuhr seine Krallen aus, rammte sie seinem Gegner in den Hals und durchtrennte dessen Halsschlagader. Ohne zu zögern sprang Nath auf und nahm sich den nächsten Mann vor, dem er zuerst das Gesicht zerkratzte, um ihm dann seine Pfoten in die Brust zu rammen. Er wich einer Schwertklinge aus, die mit hoher Geschwindigkeit auf ihn zu gerast kam und staunte nicht schlecht, als eine Axt ihm beinahe seine Schwanzspitze abgehackt hätte. Er rächte sich sofort, indem er das Wurfgeschoss aus dem Boden zog und es dem Werfer in den Kopf rammte. Ein Krieger mit schwarzen, langen Dreadlocks versuchte, ihm gegen die Seite

zu treten, doch Nath war schneller, packte ihm in den Schritt und riss ihm die Kronjuwelen heraus. Der Mann fiel vor Schmerz wimmernd zu Boden und stand nicht mehr auf. Der Kater vollführte eine Rolle vorwärts und brachte zwei weitere Feinde zu Fall, indem er ihnen mit seinen Hinterpfoten die Beine aufschlitzte. Dann schlug er ihnen die Köpfe zusammen. Nath bemerkte, wie ein weiterer Mann sich ihm von hinten näherte. Er hatte das Schwert erhoben und setzte zum Angriff an.

„Pass auf!“, schrie Mahi.

Nath nahm für eine Sekunde seine Aufmerksamkeit von den Feinden und richtete sie auf Mahi. Ihre Augen trafen sich und ein Brennen durchzuckte wie ein Blitz sein Herz, als er Mahi die Angst und Verzweiflung ansah. Für einen Moment existierte nur sie in seinem Umfeld, war nur sie wichtig. Trotz des verkrusteten Blutes und des Staubs in ihrem Fell sah sie wunderschön aus. In ihren hellen Augen glitzerten Tränen, die daraufhin ihren Weg an Mahis Wangen hinunter bahnten. Der Kater hätte sie am liebsten weggewischt. Es kam ihm vor wie in Zeitlupe, als Mahi die Schnauze öffnete und ihm etwas zu rief. Er verstand sie nicht. Erst, als ein lautes Kampfgebrüll zu ihm durchdrang, erwachte er aus seiner Trance. Nath wirbelte um die eigene Achse und versuchte, der Schwertklinge im letzten Moment auszuweichen, doch die Spitze der Waffe fuhr über seine Brust und hinterließ eine blutige Spur. Der Kater spürte keinen Schmerz. Er sprang den Krieger an und biss ihm die Kehle aus dem Leib. Nath kämpfte so lang weiter, bis er alle 20 Krieger getötet hatte und die Heiler, inklusive Mahi in Sicherheit waren.

„Ich bin fertig!“, stellte der Kater fest, als er den letzten Toten aufgestapelt hatte.

Mahi kam auf ihn zugerannt und fiel ihm in die Arme. Sie schluchzte an seiner Brust und drückte ihn so fest, wie sie nur konnte. Schützend legte auch er seine Arme um sie.

„Ich bin so froh, dass du da bist. Es ist alles so schrecklich“, flüsterte die Katze.

Nath drückte sie von sich und nahm ihr Gesicht in seine Pfoten. „Es ist alles in Ordnung. Ich werde dafür sorgen, dass dir nichts passiert, das habe ich dir doch versprochen, weißt du nicht mehr?“, versuchte er sie zu beruhigen.

Mahi nickte, dann sank sie erneut an seine starke, warme Brust.

„Wie lang bist du schon hier?“, fragte Esme, die sich schnell von dem Schrecken, der gerade passiert war, erholt hatte. Behutsam löste sie Mahi aus seinen Armen und untersuchte den Schnitt auf seiner Brust. Er war nicht tief und sie heilte ihn mit einer lässigen Pfotenbewegung. Sofort nahm Nath die zitternde Mahi wieder in den Arm.

„Als die Schlacht angefangen hat, war ich noch im Dorf, bin aber so schnell ich konnte zum Feld gerannt. Ich habe eine Weile gekämpft und bin dann Bhoot begegnet“, erzählte Nath.

„Geht es ihm gut? War er irgendwie verletzt?“, fragte Esme und konnte eine leichte Hysterie und Panik in ihrer Stimme nicht verbergen.

„Keine Sorge, es geht ihm ausgezeichnet. Er ist ein starker und ausdauernder Kämpfer und hat alles unter Kontrolle. Ich konnte bei ihm keine Verletzungen feststellen. Wenn er welche hatte, dann hat er sie vor mir versteckt.“ Der Kater spürte Esmes Erleichterung. Die Katze nickte ihm danken zu, dann machte sie sich wieder an ihre Arbeit als Heilerin.

„Wirst du bei uns bleiben Nath?“, fragte Mahi unsicher, „wir könnten dich hier gut gebrauchen und ich habe Angst, dass noch einmal unsere Feinde hier auftauchen werden.“

Der Kater schenkte ihr ein ermunterndes Lächeln. „Keine Sorge, ich werde nirgendwohin gehen. Ich werde dich nicht allein lassen“, sagte er.

„Versprich es mir!“, erwiderte Mahi und zupfte an seinen gekürzten Schnurrhaaren.

„Ich verspreche es!“, versicherte der Kater und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn.

„Oh mein Gott ... das sind ja Brandwunden!“, drang Esmes Schrei zu ihnen hinüber. Nath und

Mahi wurden aus ihrer Zweisamkeit gerissen und sofort waren sie an ihrer Seite.

„Was ist passiert?“, fragte Nath.

„Gerade wurden diese Krieger hier gebracht!“, begann Esme und zeigte auf fünf im Gras liegende Männer, „sie alle haben Brandverletzungen, aber das ist unmöglich, das dürfte eigentlich nicht wahr sein!“ Erschüttert und voller Entsetzen musste sich die Katze die Pfoten vor die Schnauze halten, um sich nicht zu übergeben. Nath hob seine Nase in die Luft und schnüffelte. Er stutzte.

„Mahi, riechst du das?“, fragte er.

Die Katze setzte ihre Nase ebenfalls ein. Ihre Augen weiteten sich vor Schreck.

„Das riecht nach Rauch!“, flüsterte sie.

Der Kater packte ihre Pfote und zog sie aus dem Zelt in Richtung Schlachtfeld. So schnell sie konnten, liefen sie den kleinen Hügel hinauf, der ihrer Heilstation als Sichtschutz diente. Ihnen stockte der Atem bei dem Anblick, der sich ihnen bot. Vor ihnen erstreckte sich das Schlachtfeld, dass durch zahlreiche Feuerwände mosaikartig aufgeteilt worden war.

Er fühlte sich, als hätte man ihn zurück versetzt in seine Jugend. Schon einmal hatte er kämpfen müssen vor so vielen Jahren und er hatte es nicht verlernt. Bereits damals, in den Katzen- und Elfenkriegen, war er ein ausgezeichneter Krieger gewesen. Nun, da er älter und erfahrener war, schien sich ihm nichts in den Weg stellen zu können. Eine innere Stärke gab ihm Kraft und Ausdauer, nichts ließ ihn erschüttern, weder die Toten oder die Lebenden. So sehr er auch immer versucht hatte, die Schatten seiner Vergangenheit zu verdrängen, desto erleichterter war er nun, dass er die Erkenntnisse der schlimmsten Zeit seines Lebens nutzen konnte, um ein weiteres dunkles Zeitalter von Atlantis zu überstehen. Die Kampftechniken beherrschte er immer noch, sie gingen ihm beinahe automatisch von der Pfote. Er wusste um die Schwächen seiner Gegner, konnte sie mit nur wenig Aufwand ins Jenseits befördern oder so stark verletzen, dass sie sich nicht mehr bewegen konnten. In seinem Kopf herrschte nur ein einziger Gedanke, der ihn antrieb: Sieg! Es ging um das Schicksal der Insel, um Nemo und auch um seine eigene Zukunft und das seiner Kätzchen. Wenigstens war dieser Krieg nicht sinnlos, das motivierte ihn. Der Kater kämpfte wie ein Raubtier. Elegant und mit Elan sprang er zwischen seinen Gegnern umher. Er machte sich nicht die Mühe, seinen Raubtierinstinkt zu unterdrücken, sondern ließ ihm freien Lauf, genoss das Gefühl des durch seine Adern schießenden Adrenalins. Hin und wieder verfiel er in einen kleinen Rausch, der ihn die Umgebung bis auf seine Feinde vergessen ließ. In diesem Zustand hörte der Kater weder die Schreie seiner Opfer, noch spürte er das Blut, dass über sein Fell spritzte.

Nachdem er sich mit den anderen Katzen in Ravannas Heer begeben und eine Zeit lang an der Seite von Said gekämpft hatte, war er tiefer in das feindliche Gebiet vorgedrungen und hatte sich auf die Suche nach den Sea'ams gemacht. Dabei hatte er eine Spur des Todes hinterlassen, denn jeder gegnerische Krieger, der ihm in den Weg gelaufen war, hatte Bekanntschaft mit Bhoots Krallen machen müssen. Tatsächlich fand er etwa zehn Sea'ams etwas abseits des Schlachtfeldes, die sich hier und da einen Krieger rauspickten und gemeinsam erst qualvoll folterten, um ihn dann mit einem Biss in die Kehle zu töten, als wäre er eine Maus.

Als einer der Sea'ams ihn entdeckte – Bhoot hatte sich nicht die Mühe gemacht, sich leise und unbemerkt anzuschleichen – zeigte er mit dem Finger auf ihn und lachte.

„Guckt mal, da ist ja Bhoot. Ob er uns Gesellschaft leisten und bei uns ein bisschen mitspielen

möchte?“, witzelte er. Die anderen Sea’ams brachen ebenfalls in Gelächter aus. Sie waren in der Überzahl und fühlten sich ihm überlegen. Bhoot blieb mit etwas Abstand vor ihnen stehen und fixierte sie mit seinen Augen.

„Vielleicht sollten wir anstelle eines Menschen, nun mal ein bisschen mit einer Katze spielen – so zur Abwechslung!“, schlug ein anderer Sea’am vor.

„Gute Idee, ich glaube, ich habe hier noch irgendwo ein Wollknäul liegen“, sagte ein Dritter. Aus Bhoots Kehle drang ein tiefes Knurren, eine Warnung an die Sea’ams, doch diese ließen sich davon wenig beeindrucken. Der Kater spannte die Muskeln, setzte jedoch nicht zum Angriff an. Ein Grinsen brachte strahlend weiße Raubtierzähne zum Vorschein.

„Dann kommt doch und holt mich!“, flüsterte er einladend.

Langsam und beinahe träge setzten sich die Sea’ams in Bewegung und kamen auf ihn zu. Als sie ihn fast erreicht hatten und sie nur noch etwa ein Meter von Bhoot trennte, setzten die Sea’ams zum Sprung an und stürzten sich laut Miauend auf den Kater. Für einen kurzen Moment begruben sie ihn unter sich, sodass er vollkommen von der Bildfläche verschwunden war. Ein Krieger lief an dem Geschehen vorbei, entdeckte jedoch nur einen riesigen Haufen aus übereinander gestapelten Sea’ams – ein Gebilde aus Beige und Schwarz. Er wollte sich gerade wieder in die Schlacht stürzen, als er mit eigenen Augen sehen musste, wie aus dem Katzenknäul plötzlich einzelne Sea’ams nach oben flogen und einige Meter entfernt in alle Himmelsrichtungen verteilt wieder auf dem Boden landeten.

Es kostete Bhoot einiges an Kraft, die Sea’ams von sich zu werfen, doch es war ein Leichtes für ihn, das Brennen in seinen Muskeln zu ignorieren. Nach der letzten Unkatze sprang er auf die Pfoten und klopfte sich lässig den Staub aus dem Fell. Er hielt kurz inne und informierte sich mit raschen Seitenblicken darüber, wo die Sea’ams gelandet waren. Er suchte sich einen der Zehn aus und stürzte sich auf ihn. Mit nur einem einzigen Schlag seiner Pfote, hatte er dem Sea’am eine Gesichtshälfte weggerissen.

Da waren es nur noch Neun.

Bhoot sprang so schnell er konnte auf und stieß einem anderen die Krallen in die Brust.

Da waren es nur noch Acht.

Ein Sea’am biss ihn in den Schwanz. Der Kater unterdrückte einen Schmerzensschrei, schüttelte den Gegner ab, packte ihn am Kopf und brach ihm das Genick.

Da waren es nur noch Sieben.

Bhoot wurde zu Boden gerissen, als sich etwas Schweres gewaltsam auf seinen Rücken warf. Er wälzte sich ein paar Sekunden mit dem Angreifer auf dem staubigen Boden, bis er eine Pfote frei bekam und ihm die Augen austach. Der nun schwer verwundete und blinde Sea’am schaffte es, sich vor Bhoot in Sicherheit zu bringen, taumelte dabei jedoch blindlings, als wäre er betrunken, auf eine im Boden steckende Lanze zu und spießte sich selbst auf.

Da waren es nur noch Sechs.

Während dessen hatte Bhoot einem weiteren Sea’am unsanft den Kopf abgerissen.

Da waren es nur noch Fünf.

Als der Kater kurz aufblickte und sich über den Stand der Schlacht und die Anzahl anderer Gegner im unmittelbaren Umfeld vergewisserte, entdeckte er seinen Bruder Nath, der auf ihn zugerannt kam und wie er selbst von oben bis unten mit fremdem, halb getrocknetem Blut besudelt war.

„Bhoot! Geht es dir gut?“, fragte Nath, als er ihn erreicht hatte.

„Verdammt was machst du hier?“, fragte der Kater entsetzt, „du solltest doch im Dorf bleiben!“

„Ich weiß, aber ich habe es dort nicht mehr ausgehalten. Ich konnte doch nicht einfach nur

dasitzen und Trübsal blasen. Ich musste hier her kommen und kämpfen“, erklärte Nath. Bhoot rümpfte die Nase und bedachte seinen kleinen Bruder mit einem bösen Blick, der ihm zu verstehen geben sollte, dass er sein Einschreiten nicht guthieß.

„Wie lang bist du schon hier?“, fragte er. Ein Sea'am wollte den Kopf in seine Hüfte rammen, doch Bhoot wich mit einem kleinen Schritt aus und trennte dem Sea'am einen Arm ab. Die Unkatze rannte Kopf voraus gegen einen Felsen. Benommen blieb sie stehen.

„Ich weiß es nicht. Auf dem Schlachtfeld verliert man so schnell das Zeitgefühl. Vielleicht bin ich hier seit drei oder vier Stunden, vielleicht aber auch weniger“, antwortete Nath und schlug beiläufig einem Sea'am den Schädel ein, als dieser versuchte, ihn mit einem Strück Holz zu erschlagen.

Da waren es nur noch Vier.

„Ich finde es nicht in Ordnung, dass du dich meinem und Parians Befehl wedersetzt. Parian hatte schon seine Gründe, warum er dich noch nicht hat kämpfen lassen wollen“, sagte Bhoot und trennte dem einarmigen Sea'am auch noch den anderen Arm ab, als dieser erneut versuchte, ihn anzugreifen. Ein anderer Sea'am wollte sich im Sprung auf den Kater stürzen, doch Nath griff sich einen Stein und warf es dem Gegner an den Kopf.

Da waren es nur noch Drei.

„Parian wird es schon verstehen. Wir können doch jeden Kater gebrauchen. Sieh dich doch um Bhoot, hier herrscht das totale Chaos. Keine Formationen mehr, keine Struktur ... jeder kämpft nur noch darum, dass der Feind nicht auf unsere Seite des Feldes gelangt, um dann freien Weg ins Dorf und die Stadt zu haben“, verteidigte Nath seinen Standpunkt und riss dem armlosen Sea'am sein rechtes Bein aus, als dieser ihn damit treten wollte.

„Es ist viel zu gefährlich für dich, versteh das doch bitte, Nath. Du verfügst über keinerlei Kriegserfahrung!“, erwiderte Bhoot. Er vollführte eine halbe Drehung und spaltete einen Sea'am vom Kopf bis zum Bauchnabel in zwei Hälften.

Da waren es nur noch Zwei.

„Parian oder die ganzen anderen Krieger auch nicht und trotzdem kämpfen sie gerade für Atlantis. Warum darf ich dann ...“, protestierte Nath, kam jedoch nicht mehr dazu, den Satz zu beenden. Einer der letzten zwei Sea'ams hatte ihn an den langen Schnurrhaaren gepackt und zog ihn durch die Gegend. Nath versuchte sich zu wehren, den Feind zu kratzen oder ihm seine Krallen in den Körper zu stoßen, doch es gelang ihm nicht. Vielmehr musste er aufpassen nicht über tote Körper zu stolpern oder sich zu sehr zu wehren, sonst würde der Sea'am ihm die Schnurrhaare glatt ganz rausziehen. Bhoot beobachtete das Geschehen und es amüsierte ihn so sehr, dass er lachen musste. „Siehst du kleiner Bruder. Wenn du aufgepasst hättest, dann hättest du dir deine Schnurrhaare gekürtzt, so wie ich es dir gesagt habe. Said hatte also Recht damit, dass es eine unnötige Angriffsfläche bietet“, gluckste er.

„Könnest nu bitte no nett nein un mir elfn?“, bat Nath mit nasaler Stimme.

Bhoot nickte. Zuerst kürzte er die Schnurrhaare seines Bruders, sodass der Sea'am nichts mehr gegen Nath ausrichten konnte. Dann knöpfte er sich den dreisten Gegner vor, zerkratzte ihm zuerst das Gesicht, um ihm dann in den Hals zu beißen, bis er erstickte.

Da war es nur noch Einer.

„Danke großer Bruder!“, sagte Nath kleinlaut und betastete vorsichtig seine Schnauze.

„Keine Ursache, dafür sind Brüder doch da!“, erwiderte Bhoot und knuffte Nath mit der Pfote gegen die Schulter. Der Kater ließ seinen Blick über das Schlachtfeld schweifen bis zu dem Hügel, hinter dem sich die Heilstation befand. Er musste die Augen zusammen kneifen um etwas in der Ferne erkennen zu können. Das was er sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Eine

Welle aus Furcht und Panik durchströmte ihn, sorgte dafür, dass sich sein Magen schmerzhaft verkrampfte.

„Was hast du Bhoot? Fehlt dir etwas?“, drang Nath's Stimme zu ihm.

Bhoot hob die Pfote und zeigte in Richtung des Hügels.

„Da sind Männer ... sie steigen ... sie steigen den Hügel hinauf!“, stammelte er.

„Und was ist daran so schlimm?“, hakte sein kleiner Bruder nach.

„Hinter dem Hügel ... befindet sich ... dort haben wir die Heilstation aufgebaut ... Esme ...

Mahi ... sie sind beide dort! Sie sind in Gefahr! Du musst ihnen helfen!“

Ohne zu zögern sprintete Nath los und entfernte sich mit großer Geschwindigkeit von Bhoot, der ihm mit Sorgen in den Augen hinterher blickte. Der Kater hoffte, dass sein Bruder die Heilstation rechtzeitig erreichen würde, um eingreifen und das Leben von Esme und Mahi beschützen zu können. Als er beobachtete, wie Nath in der Ferne den Fuß des Hügels erreicht hatte, wandte Bhoot seine Aufmerksamkeit wieder dem Kriegsgeschehen zu. Der armlose, einbeinige Sea'am, der letzte der Zehn, stand nur wenige Meter von ihm entfernt an einen Fels gelehnt und funkelte den Kater aus seinen gelben, zu Schlitzen verengten Augen an.

„Mögen deine Lieben elendig verrecken!“, zischte er. Bhoot knurrte vor Wut und wollte sich auf den Sea'am stürzen, als sich plötzlich eine Feuerwand vor sein Sichtfeld schob, genau dort, wo der Sea'am stand.

Nun war keiner der Zehn mehr übrig.

Die Schlacht war in vollem Gange. Said warf sich von seinem Pferd auf einen Krieger und zertrümmerte ihm den Schädel. Ohne zu zögern schlug er einem anderen sein Schwert ins Gesicht. Blut, Dreck und Gehirnmasse spritzte ihm dabei um die Ohren. Mit einem Hieb auf A'lias Hinterhand brachte er sein Pferd dazu, loszurennen und aus dem Gedränge zu flüchten. Dabei trampelte das Tier etliche Feinde nieder. Said umfasste das Heft seines Zweihänders mit beiden Händen und schlug wild auf alles ein, was ihm vor die Nase kam. Hier durchstieß er einem Krieger die Brust, dort wurde ein Gegner von ihm geköpft, ein Anderer musste mit seinem Fuß Bekanntschaft machen.

Said war in seinem Element. Seit er gemeinsam mit den anderen Reitern in das feindliche Heer gestürmt war, fühlte es sich an, als wäre er im Paradies. Er mochte dieses kribblige Gefühl, dass seinen Körper während eines Kampfes durchströmte. Es gab ihm einen gewissen Kick, trieb ihn zu ungeahnten Kräften an.

Said drehte sich um die eigene Achse, das Schwert vor seinem Körper waagrecht ausgestreckt und halbierte fünf Elfen mit einem Streich. Sein schwarzes Haar klebte ihm in nassen Strähnen an den Wangen und überall an seinem Körper klebten Dreck, Staub und getrocknetes oder frisches Blut. Sein Körper gehorchte ihm bei jedem Schritt, den er tat und bei jedem Hieb, den er ausführte, doch Said bemerkte schnell, dass Ravannas Folter an der Ausdauer und Stärke seiner Muskeln gezehrt hatte. Umso intensiver konzentrierte er sich auf den Kampf und seine Gegner, nur so war es ihm möglich, seine schmerzenden Muskeln zu ignorieren.

Er wusste nicht, wie lang er bereits diese Schlacht schlug, wie viele Tote aus seinen eigenen Reihen oder den Reihen des Feindes er gesehen hatte, als sich das Gemenge auf dem Schlachtfeld langsam lichtete. Es kam ihm so vor, als seien die gefallenen Krieger nun in der Überzahl im Vergleich zu den noch Lebenden. Said war ein wenig dankbar für diese Entwicklung, denn die nun entstandenen Lücken verschafften ihm ein wenig Freiraum, wodurch

er sein Schwert gezielter einsetzen und neue Kampftechniken ausprobieren konnte. Er erlaubte es sich auch, ein wenig zu spielen und lieferte sich hier und da ein Duell mit einem Krieger, das er jedoch stets haushoch gewann. Während er kämpfte, ließ Said seine Umgebung nie aus den Augen. Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete er, was um ihn herum geschah und suchte das Feld nach Parian oder Bhoot ab, doch seine Freunde waren nicht zu finden. In Gedanken schalt er sich dafür, nicht bei ihnen geblieben zu sein. Gemeinsam hätten sie es vielleicht geschafft, die Schlacht in eine andere Richtung zu lenken, eine Richtung, die nicht so wie jetzt von Chaos und Planlosigkeit dominiert wurde. Er hatte, nachdem er eine Weile zu Pferd und später zu Fuß gekämpft hatte, schnell festgestellt, dass ihr eigenes Heer viel zu schnell seine Formation aufgegeben und sich in alle möglichen Richtungen verteilt hatte. Das hätte nicht passieren dürfen. Said fragte sich, ob die Krieger überhaupt verstanden hatten, was er ihnen in seiner Kriegsrede versucht hatte einzutrichtern. Zusammenhalt gleich Stärke, Individualismus gleich Schwäche.

Said hob sein Schwert und parierte einen Schulterschlag. Er duckte sich und brachte einen Angreifer zu Fall, indem er ihm die Füße vom Körper trennte.

Überrascht blickte er auf, als eine Salve Pfeile sich neben ihm in den Boden grub. Schützend hob er reflexartig die Arme über den Kopf. Dann ging alles ganz schnell. Ein Feuerpfeil traf ihn an der Hand und verbrannte ihm die Haut. Bevor er reagieren und sich in Sicherheit bringen konnte, wälzte sich eine große Wand aus Feuer nur wenige Meter vor seinen Füßen entlang, schloss ihn und ein paar andere Krieger in einem Feuerring ein. Said zog den brennenden Pfeil aus seiner Hand und drehte sich mehrmals um die eigene Achse, suchend nach einer Lücke im Ring, doch er steckte in der Falle.

„Verdammt...“, flüsterte er, sich sehr wohl bewusst, dass er sich in einer mehr oder weniger sehr brenzligen Lage befand. Die Situation wurde noch gefährlicher, als ein großer, muskelbepackter Krieger mit dunklem Haar und einem grimmigen Gesichtsausdruck sich ihm näherte. Der Mann hielt einen Morgenstern in seiner rechten Hand, an dem gleich drei stachelbewehrte Stahlkugeln befestigt waren. Provozierend schwang er die Waffe durch die Luft. Said musste schwer schlucken. Gegen einen Morgenstern hatte er mit seinem Zweihänder nur wenig Chancen zu bestehen. Die Flugbahn der Kugeln war nahezu unberechenbar und es würde ihm nicht leicht fallen auszuweichen, denn sein Schwert war mit gut zwei Kilogramm Gewicht nicht gerade ein Fliegengewicht für seine überanstrengten Muskeln. Für einen kurzen Moment überlegte er, sich zurück zu ziehen und auf eine direkte Konfrontation mit dem Krieger zu verzichten, doch ihm war bewusst, dass es keine Möglichkeit für eine Flucht gab. Der Feuerring in dem sie sich befanden war tückisch. Würde man sich zu nah an das Feuer begeben, könnte es passieren, dass man im Falle eines Gleichgewichtsverlustes fiel und verbrannte. Ebenfalls war es sehr heiß in der Nähe des Feuers, was einen Kampf erschwerte. Nur die Mitte des Ringes war ein idealer Platz zum Verweilen und Kämpfen. Dort jedoch war er dort vor seinem Gegner nicht sicher. Said atmete einmal tief ein und wieder aus. Er musste kämpfen, ob er es nun wollte oder nicht. Der Krieger hatte ihn nun fast erreicht. Ein tiefes Grummeln drang aus seiner Kehle. Der Morgenstern schwang immer schneller in seiner Hand und Said fixierte die Waffe mit den Augen. Als er ein Zucken in dem Arm seines Gegners bemerkte, sprang Said blitzschnell zur Seite. Der Morgenstern schlug rasselnd in den Boden an der Stelle, an der er eben noch gestanden hatte.

„Gnörk Matsche Matsche machen!“, brüllte der Krieger laut. Said fragte sich, ob der Mann bereits etwas an den Kopf bekommen hatte oder ob er wirklich so dumm war, wie er tat und sprach. Der Gedanke zauberte ein Schmunzeln über seine Lippen.

„Gnörk Matsche Matsche machen!“, kam es erneut von dem Krieger und er schlug Said den Morgenstern entgegen, doch dieser wich wieder zur Seite aus. Haarscharf sauste die Waffe an seiner Schulter vorbei.

„Stehen bleiben, damit Gnörk Matsche Matsche kann machen!“ Der Mann holte erneut mit seinem Morgenstern aus und ließ die Waffe durch die Luft sausen. Er verfehlte Saims Kopf nur knapp, als dieser sich duckte. Verwundert, dass er sein Opfer nicht getroffen hatte, hielt der Krieger inne und kratzte sich nachdenklich am Kopf. Said sah seine Chance, warf sein Schwert von sich, sich selbst auf den Boden, krabbelte durch die Beine seines Gegners und als er hinter ihm stand, trat er ihm kräftig in den Rücken. Sofort wurde Said sein Fehler bewusst und er verfluchte sich innerlich für diese Aktion, denn der Mann brüllte laut vor Schmerz: „Gnörk Aua Aua!“, und fing an wild um sich zu schlagen, sodass es Said nicht mehr möglich war abzuschätzen, wann und wo er dem Morgenstern ausweichen musste. Es war jedoch nicht die Waffe, die ihn mit einem Mal an der Schläfe traf, es war die große Faust seines Gegners. Said taumelte nach hinten und stürzte zu Boden. Brennender Schmerz durchzuckte seinen Rücken, sein Sichtfeld verschwamm vor seinen Augen, Schwindel überkam ihn. Er schmeckte Sand auf seiner Zunge und das Knurren seines Feindes hörte sich seltsam fern und dumpf an. Said kämpfte gegen die drohende Bewusstlosigkeit an. Er sah, wie der Krieger mit dem Morgenstern auf ihn losging, ausholte und die Waffe auf ihn niedersausen ließ. Das ist das Ende, dachte er. Nun war es vorbei, das Leben. Er hatte mutig und tapfer gekämpft, hatte seinen Mann gestanden und sein Heim verteidigt, so wie es sich gehörte. Er war mehr als nur stolz auf sich. Zwar hätte er sich gewünscht, einen anderen, schöneren Tod zu erfahren – vor allen Dingen sollte ihn lieber ein Mann töten, der ihm ebenbürtig war und nicht so eine dumme Nuss – doch er akzeptierte es, denn ändern konnte er nichts daran. Said schloss die Augen, verabschiedete sich in Gedanken von seiner geliebten Frau, fragte sich, ob sie ohne ihn klar kommen würde und wartete auf den Tod.

Doch es passierte nichts.

Vielmehr hörte er, wie Metall auf Metall schlug.

Said öffnete die Augen und sah die dünne Schwertklinge, die sich zwischen ihm und dem Morgenstern geschoben hatte.

„Ey ...Gnörk so gewettet nicht hat! Du warten bis dran bist Elf!“, sagte der Krieger. Es waren seine letzten Worte. Der Elf, der Said das Leben gerettet hatte, schlug dem Mann die Waffe aus der Hand. Dann sprang er dem Hünen mit einer Leichtigkeit und so schnell, dass man es kaum mitverfolgen konnte, auf die Schulter und stieß ihm das Schwert von hinten bis zum Kinn hinunter durch den Kopf. Mit einem lauten Knall schlug der feindliche Krieger auf dem harten Boden auf und blieb reglos liegen. Der Elf vergewisserte sich, dass er wirklich tot war, dann lief er hinüber zu Said, reichte ihm die Hand und half ihm wieder auf die Beine.

„Ich danke dir Cael'Ellôn! Du hast mir gerade das Leben gerettet. Ich stehe in deiner Schuld!“ Der Elf winkte ab.

„Wir befinden uns im Krieg, da hilft eine Hand der anderen. Außerdem hast du dein Leben für meine Tochter riskiert. Wenn jemand in irgendeiner Schuld steht, dann bin ich das“, sagte er. Said lächelte müde und erwiderte: „Nein, du brauchst mir nichts zu geben, mir keinen Respekt zu zollen für das, was ich getan habe. Es war eine Selbstverständlichkeit, Neery zu beschützen. Ich würde es jederzeit wieder tun.“

Cael'Ellôn legte eine Hand auf Saims Schulter und blickte ihm in die Augen.

„Du bist ein guter Mann und du besitzt ein Ehrgefühl, dass ich lang nicht mehr in einem Menschen gesehen habe. Dennoch bin ich dir zu Dank verpflichtet. Ich weiß nicht, was ich getan

hätte, wenn meiner Tochter etwas passiert wäre. Sie liegt mir sehr am Herzen. Ich würde jederzeit mein Leben für sie geben, umso erstaunter war ich, dass du beinahe deines für sie gegeben hättest, obwohl ihr beiden in keiner relevanten Beziehung steht, was diese Aufopferung hätte rechtfertigen können“, erklärte der Elf.

„Mag sein, dass ich Neery noch nicht lang kenne und erst der Krieg unsere Wege hat kreuzen lassen, aber das spielt keine Rolle, wenn es darum geht, ein Leben zu retten, sei es das Leben eines Freundes oder eines Fremden. Ich habe getan, was getan werden musste. Natürlich nehme ich deinen Dank an und ich fühle mich mehr als nur geehrt, aber du solltest meine Tat nicht auf die Waagschale legen.“

Câel'Ellôn nickte, dann musterte er die Umgebung. Eine Sorgenfalte zeichnete sich auf seiner Stirn ab.

„Wir sollten zusehen, dass wir hier irgendwie wieder rauskommen. Je länger wir hier bleiben, desto mehr Rauch atmen wir ein. Außerdem befürchte ich wenn sich der Wind dreht, dass Feuer sich ausbreiten und der Ring immer kleiner werden wird“, stellte er fest.

Verzweiflung packte Said, denn er wusste genau, was Câel'Ellôn nicht aussprach. Wenn sie Pech hatten, würden sie die nächste Stunde nicht überleben.

Ein leises Wiehern drang an Saids Ohr und er drehte seinen Kopf in eine andere Richtung. Er versuchte, etwas durch das Flackern des Feuers von der Umgebung außerhalb des Feuerrings sehen zu können, doch seine Augen registrierten nur eine orange Wand aus Feuer. Plötzlich flog ein großes, dunkelbraunes Pferd darüber. Staub wirbelte auf, als es mit den Hufen auf dem Boden wieder aufkam.

„A'lia!“, rief Said und rannte dem Tier entgegen. Ohne große Mühe packte er sein Pferd bei den Zügeln und schwang sich auf den Sattel. Er ritt zu Câel'Ellôn und bedeutete ihm, hinter ihm aufzusteigen.

„Das ist doch Wahnsinn! Sie hat hier nicht genügend Anlauf, um hoch genug springen zu können. Sie wird das Feuer berühren“, sagte der Elf.

„Wir haben keine andere Chance hier heraus zu kommen. Wir müssen es einfach probieren. A'lia wird es schon schaffen, sie ist ein starkes Pferd, ich vertraue ihr. Beeil dich und spring auf, oder willst du in den Flammen sterben und Nerry ihres Vaters berauben?“

Die letzten Worte Saids überzeugten Câel'Ellôn und er setzte sich hinter ihm aufs Pferd. Said drückte die Füße in die Seiten seines Pferdes und trieb sie in den Galopp. Als sie nur noch wenige Meter von der Feuerwand entfernt waren, beugte er seinen Oberkörper nach vorn und zwang A'lia zum Sprung.

Orientierungslos irrte Parian über das Schlachtfeld. Immer wieder musste er die Richtung ändern und dem Feuer ausweichen. Der Halbelf hielt sich die Nase zu und atmete durch den Mund, denn in der Luft lag ein Geruch aus Rauch, Schwefel und verbranntem Fleisch. Es fiel ihm schwer zu laufen, seine Schulter, in der immer noch der Pfeil steckte, schmerzte so sehr, dass ihm hin und wieder leicht schwindelig wurde. Staub und Rauch brannten in seinen Augen und von der Trockenheit in seiner Kehle musste er husten. Kaum ein Krieger kämpfte noch. Der Feind war durch das Feuer von den noch lebenden Kriegern seines Heeres abgeschnitten worden und hatte sich schnell zurück gezogen. Nur einzelne Krieger waren zurück geblieben und kämpften bis zum bitteren Ende.

Parian entledigte sich seiner Rüstung, um besser atmen zu können und sich nicht mehr so

eingeenzt zu fühlen. Als er sich umdrehte, sah er, wie Fyatril zu ihm gelaufen kam. Bevor er sich auf ihren Rücken schwang, kontrollierte er ihre Hinterbeine, doch von den Schnittwunden, die sie vor Stunden am Anfang der Schlacht zu Fall gebracht hatten, war nichts mehr zu sehen.

Parian versuchte, in den Sattel zu steigen, doch seine Schulter machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Fyatril schnaubte, ging in die Knie und legte sich hin.

„Danke meine Schöne!“, sagte Parian und hievte sich auf ihren Rücken. Gemeinsam ritten sie über das Schlachtfeld, bis Parian Bhoot entdeckte, der versuchte, einen Weg durch das Feuer zu finden.

„Bhoot, spring auf! Ich bring uns hier raus!“, rief Parian dem Kater zu.

„Bist du des Wahnsinns? Ich reite nicht auf Pferden. Ich bin selbst ein Tier!“, protestierte Bhoot.

„Verdammt nochmal, jetzt spring endlich auf. Allein wirst du nie den Weg finden. Es gibt zu viele Feuerwände. Jetzt mach schon!“, flehte der Halbelf und streckte dem Kater die Hand entgegen.

Bhoot knirschte hörbar mit den Zähnen, überwand sich jedoch und packte Parians Hand. Lässig schwang sich der Kater hinter den Halbelfen auf Fyatrils Rücken.

Das Pferd, das angesichts der Katze kurz scheute, wechselte wieder in einen schnellen Galopp und trug die beiden Freunde in Sicherheit.

Auf halbem Wege stießen sie auf Said und Cael'Ellôn.

„Seht an seht an ... ein Kater auf einem Pferd, welch seltener Anblick! Wie hast du ihn denn dazu überreden können Parian? Oder hast du ihn gar nicht gefragt, sondern ihm einen Stein an den Kopf geschmissen, seine Erinnerungen gelöscht und ihm eingeredet, er sei ein Mensch, der unbedingt mal auf dem Rücken eines Pferdes sitzen möchte?“, witzelte Said und brachte sie damit alle zum Lachen.

In nur wenigen Minuten hatten sie die Heilstation hinter dem Hügel erreicht. Sie stiegen von den Pferden und begaben sich in das Zelt, wo Esme Bhoot in die Arme fiel.

„Ich bin so froh, dass dir nichts passiert ist!“, schluchzte sie. Bhoot drückte seine Katze so fest er konnte, dann warf er Nath einen fragenden Blick zu. Sein kleiner Bruder nickte und Bhoot verstand sofort. Nath war noch rechtzeitig da gewesen, um Mahi und Esme beschützen zu können.

„Wir müssen unsere Strategie überdenken. Das Heer hat sich viel zu schnell verteilt, die Formationen wurden zu früh gesprengt!“, erklärte Parian, während eine junge Heilerin zu ihm heran trat und ihn schüchtern fragte, ob sie ihm den Pfeil aus der Wunde ziehen und ihn heilen sollte. Parian ignorierte sie und fuhr mit seinem Vortrag munter fort: „Außerdem darf uns so ein Fehler wie der mit dem Feuer nicht noch einmal passieren. Es hat uns zu viele Krieger gekostet. Wir müssen vorsichtiger sein.“

Die Heilerin zog ihm den Pfeil vorsichtig aus der Schulter und drückte ihm ein weißes Leinentuch gegen die Wunde, um die Blutung zu stillen. Parian zuckte nur kurz vor Schmerz, hörte jedoch nicht mit Reden auf: „Alles in allem bin ich mit dem Ende der Schlacht ganz zufrieden. Der Feind ist geflüchtet, wir können das also erst einmal als Sieg für uns verbuchen. Ich finde, dass ist ein großer Erfolg und macht den Tag doch noch zu etwas Schönerem!“

Plötzlich packte Said den Halbelfen von hinten und zog ihn mit sich aus der Heilstation hinaus auf den Hügel.

„Du nennst diese Schlacht einen Erfolg? Bezeichnest den Tag als schön? Heute ist ganz und gar nichts Schönes passiert Parian. Sieh dir doch an, was dieser Tag gebracht hat!“, sagte Said wütend und zeigte auf das Schlachtfeld vor ihnen.

Parian stockte der Atem, als er langsam realisierte, welches Bild sich ihm bot. Das Feld vor ihm

brannte lichterloh, überall lagen wie ein großer Teppich Leichen in ihren Blutlachen. Waffen und Rüstungen waren auf dem ganzen Feld verteilt. Der Boden mit schwarzem Ruß bedeckt. Es war ein schreckliches Bild der Verwüstung. Vereinzeltes Stöhnen der sterbenden Verwundeten brachte der Wind zu ihnen herüber, ansonsten herrschte Todesstille.

„Die Dunkelheit nimmt zu. Das ist nur eine Frage der Zeit. Er hat eine Niederlage erlitten, ja, doch hinter der Grenze erstarkt unser Feind von neuem!“, sagte Said.

Eine Träne lief über Parians Wange, perlte an seinem Kinn und fiel zu Boden.

„Dann soll er da bleiben und verfaulen“, flüsterte er.

Nath erschien neben ihm. Der junge Kater runzelte die Stirn, dann fragte er zögerlich: „Sagt mal, habt ihr euch eigentlich mal überlegt, was wir mit den ganzen Leichen machen sollen? Wir können sie doch nicht alle da liegen lassen!“

Sein großer Bruder Bhoot legte ihm seine Pfote auf den Kopf und streichelte ihn. Er blickte mit glasigen Augen auf das Schlachtfeld und sagte: „Die Totengräber wurden bereits gerufen. Sie werden bald da sein!“